Geist des Herrn von Leibnitz.

oder

auserlesene Gedanken über die Religion, Moral, Sprachen und Geschichte

aus allen seinen Werken zusammengetragen.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vierter Theil.

Wittenberg und Zerbst
bey Samuel Gottfried Zimmermann. 1777.

Innhalt des vierten Theils.

Sprachen.

Ueber die allgemeine Sprache. S. 1
Eine allgemeine Sprache zu erfinden hat seine Schwierigkeit. , , 2
Von den allgemeinen Charakteren. 3
Gründe, warum man die Alphabete aller Sprachen in lateinischen Charakteren ausdrücken müßte. , , 5
Von dem wahren Namen Jupiters. 7
Von den ältesten Spuren der Sprachen. -- Von ihrer Beziehung auf den Ursprung der Völker. , 8

Von der Armuth einiger Sprachen. S. 14
Betrachtungen über die Sprachen überhaupt und über die Kultur der deutschen Sprache insbesondre . 15

Naturlehre.

Ueber des Cartesius Welt. . 51
Von dem ehemaligen Zustande der Erdkugel. . . . 52
Von der Schwierigkeit, die Beschaffenheit der Planeten auszuforschen. 53
Ueber die Bewohner der Planeten. 55
Es giebt Thiere, die ungleich grösser sind, als unsere — Von der Wanderung unserer Thiere in kleine Welten. 56
Von dem Stufengefolge der Geschöpfe. 61
Von Misgeburten. . 63
Ueber die Vermischung und Erzeugung der Thiere. 64

Von

Von dem Range der Menschen unter den vernünftigen Wesen. : S. 67
Giebt es mehr physisch Böses als Gutes? : : : : 68
Misgeburten sind keine Störungen der Ordnung. : : S. 80
Von der Kunst, Versuche zu machen. : : : 85
Versuch des Herrn Boyle. : 87
Von einem Holze, das der Flamme widersteht. : : : 88
Steine, welche Pflanzen und getrocknete Fische in sich schliessen. : 88
Von Elephantenzähnen. : 92
Von der Ungleichheit des Umlaufs der himmlischen Körper. : 93
Erhaltung des Maasses der Längen. 94
Ueber die ausserordentliche Erscheinungen in der Chymie. : 95

Ueber die Kunst, Gold und Silber zu machen. . S. 96

Von der Kunst zu fliegen. 97

Von einem neuen Plinius. 99

Von Spielen. . . 99

Des Herrn von Leibnitz Gedanken über das Proiekt der Errichtung einer königl. Akademie zu Berlin, darinn er alle seine Entwürfe und Vorschläge, in Ansehung der Mittel, diese Akademie zu gründen und in Aufnahme zu bringen, entwickelt. 102

Von Neutons Philosophie. 114

Von der Geschichte und Politik.

Ueber die historische Kenntnis. 118

Von der Methode, eine Geschichte zu schreiben, und von den Magdeburgischen Centurien. . . 120

Vom

Vom Nutzen der Geschichte. S. 122
Ueber das Studium der alten Bücher und den Nutzen der Kritik. 131
Von Friedensverträgen und von der geheimen und öffentlichen Geschichte. = = = 133
Von dem Gervais von Tilisbery und dem dreizehnten Jahrhundert. 142
Vom Nutzen der Scribenten des mitlern Zeitalters. = 147
Die Fabel vom Priamus, König der Gallier. = = = 150
Der Ursprung der Kurfürsten des deutschen Reichs. = = 151
Von den Kardinälen. = = 155
Ueber die Familiennamen. = 156
Sonderbares Versehen eines Schriftstellers. = = = 157

Vom Kriege der Titanen und dem Ursprung der Gallier. = S. 158

Von der den Politikern nöthigen Kenntnis. = = = 159

Von dem geringen Nutzen der Werke der Gelehrten in Ansehung des Staatsrechts. = = 160

Von der Tüchtigkeit rechtschaffener Männer zu Geschäften. = 164

Von dem Ursprung des Kurfürstenthums Hannover. = 165

Von der Wahl des Königs in Polen. = = = = 166

Vom Recht des Kaysers. = 169

Geheime Aussichten des Herrn von Leibnitz in seinem *Codice diplomatico* in Ansehung der Rechte des Reichs. = = = 172

Bemerkungen über des Abts Saint-Pierre Proiekt von einem immerwährenden Frieden. = S. 175

Eine andre Bemerkung des Herrn von Leibnitz. = = = 183

Von der unumschränkten Regierung. = = = = 185

Arzneikunst.

Wichtige Bemerkungen über die Arzneikunst. = = = = 199

Die Arzneikunst hat den Vorzug vor der Kriegskunst. = = 206

Die allgemeinen Sätze sind in der Arzneikunst gefährlich, die besondern Beobachtungen aber von grossem Nutzen. = = = 207

Unterscheidendes Merkmal der Naturlehre und der Arzneikunst. 209

Von dem Alter der Chymie und ihrem Gebrauch in der Arzneikunst. S. 212
Die Arzneikunst wird von den Nachkommen noch mehr bearbeitet werden. . . . 218
Von der Arzneikunst der Chineser. 220

Litteratur und Poesie.

Plan einer Litterair-Geschichte. 221
Subscriptionsplan für die Gelehrten. 224
Entwurf eines epischen Gedichts. 227
Von den Musen. . . 231
Beschreibung des Brandtschen Phosphorus. . . 233
Verse, die vor der Abhandlung über den Ursprung der Franzosen standen, welche Leibnitz gemacht hatte, und Ludwig XIV. überreicht werden sollte. 234

Lob,

Lobschrift auf Ludwig XIV. in lateinischen Versen. ꞉ S. 234
Verse auf einem grossen Schaustück, das die Stadt Venedig vorstellte. 236
Epigram auf die Dido. ꞉ 237
Wie man Schriftsteller lesen muß. 237

Gelehrte Urtheile und Anekdoten.

Homer. ꞉ ꞉ ꞉ 238
Plato. ꞉ ꞉ ꞉ 239
Seneca und die Stoiker. ꞉ 239
Von den römischen Rechtsgelehrten. 240
Von dem Mädgen von Orleans. 242
Ximenes. ꞉ ꞉ ꞉ 242
Vom Prinz von Oranien Philip Wilhelm. ꞉ ꞉ 243
Gassendi. ꞉ ꞉ ꞉ 244

Usse-

Usserius und Salmasius. S. 245
Hobbes, Locke, Puffendorf. = 247
Locke und Pascal. = = 248
Vanini. = = = 249
Spinoza. = = = 250
Isaak Voßius und Saint = Evremont. = = = 250
Magliabechi. = = 251
Der Pater Bouhours. = 251
Vorurtheile wider die Deutschen. 254
Von den Journalisten zu Trevoux. 255
Welche Menschen am erfindrischten sind. = = 256
Von einem schwedischen Landmann. 256
Von einem Schuster zu Leyden. 257
Von einem Blinden zu Mastricht. 258
Grundsätze der Philosophie des Herrn von Leibnitz. = = 258

Ueber die allgemeine Sprache.

Theil 5. S. 7.

Erster Brief an Herrn Remont von Montmort.

Wäre ich weniger zerstreuet gewesen, oder wäre ich iünger, oder hätte ich von iungen Leuten, die Lust dazu bezeigten, Unterstützung, so dächte ich eine Art von **allgemeiner Algebra** einzurichten, worinn alle Wahrheiten der Vernunft in eine Art von Rechnung gebracht wären. Dieß könnte zugleich eine allgemeine Sprache oder Schrift seyn, die aber ganz und gar von allen bisher angegebenen verschieden wären. Denn die Charaktere und selbst die Worte würden in derselben die Vernunft leiten, und die Irrthümer, ausgenommen die in Thatsachen, würden nichts anders als Feh-

ler im Rechnen seyn. Schwer wäre immer, diese Sprache oder Charakteristik einzurichten oder zu erfinden, aber sehr leicht, sie ohne ein Wörterbuch zu lernen. Sie würde auch zur genauen Bestimmung der Grade der Wahrscheinlichkeit gebraucht werden können, wenn man keine hinlängliche Data hat, Wahrheiten unumstößlich gewis darzustellen und zu untersuchen, wie viel noch an der Gewisheit fehle. Diese Bestimmung wäre in der That eine der wichtigsten im gemeinen Leben und in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Menschen, wo man sich bey Bestimmung der Wahrscheinlichkeit sehr oft um die Hälfte verrechnet.

Eine allgemeine Sprache zu erfinden hat seine Schwürigkeiten.

Th. 5. S. 11. Zweiter Brief an Herrn Remont von Montmort.

Es ist mir gelungen, einige fürtrefliche Männer zur Bearbeitung der Infinitesimalrechnung aufzumuntern. Denn ich konnte wichtige Proben von ihrem Nutzen angeben. **Huygens** erfuhr aus meinen Briefen dieß und ienes davon, zeigte aber Verachtung dagegen. Er konnte sich nicht vorstellen, daß ein Geheimniß darinn stecken sollte, bis er den erstaunenden Nutzen derselben sahe, der ihn so weit brachte, daß er sie kurz vor seinem

Tode

Tode selbst zu studiren anfieng. — Ein Mann, dem seine überall hervorstehenden Verdienste gleichsam ein Recht gaben, alles zu verachten, was er nicht verstand. Ich habe mit dem Marquis de l'Hopital und andern von meiner allgemeinen Algebra gesprochen. Allein sie liessen nicht mehr Aufmerksamkeit dabey spüren, als wenn ich ihnen einen Traum erzählt hätte. Ich müßte sie durch einen in die Augen fallenden Nutzen unterstützen, also wenigstens einen Theil meiner Charakteristik ausarbeiten, und dieß ist besonders in meiner ietzigen Lage nicht leicht, da ich von solchen Männern entfernt bin, die mich zu dieser Art von Arbeiten aufmuntern und mir hülfliche Hand leisten könnten.

Von den allgemeinen Charakteren.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand, S. 363.

Man könnte allgemeine Charaktere einführen, die populairer und besser als der Chineser ihre wären, wenn man anstatt der Worte kleine Figuren brauchte, welche die sichtbaren Dinge durch ihre Züge und die unsichtbaren durch solche sichtbare vorstellten, die bequem dazu wären. Man müßte dabey noch gewisse Zeichen haben, welche die Abän-

derungen und Partikeln schicklich ausdrückten. Dadurch würde man mit den entferntesten Nationen auf eine leichte Art Verbindungen unterhalten können. Allein wenn man sie auch unter uns, ohne die gewöhnliche Schrift abzuschaffen, einführte, so würde diese Art zu schreiben von grossen Nutzen seyn. Denn sie bereicherte die Einbildungskraft und beförderte die Deutlichkeit der Gedanken mehr. Dieser Kunst die Figuren zu zeichnen würde sich zwar, wenn sie noch nicht allgemein bekannt wären, niemand anders als durch eine Art von Buchdruckerey bedienen können — doch die auf diese Art schon gedruckten Bücher ausgenommen — daß heißt: man müßte schon fertig gestochene Figuren haben, die man sogleich auf dem Papier abdrucken könnte, und denen man nur die Zeichen der Abänderungen und der Partikeln mit der Feder beysetzen dürfte. Allein mit der Zeit würde ein ieder von Jugend an diese Zeichnungen lernen, damit er die Bequemlichkeit dieser charakteristischen Figuren nicht entbehren dürfte, die gleichsam sprechen würden, wenn man nur die Augen darauf richtete, und auch sehr nach dem Geschmack des gemeinen Mannes seyn würden. So haben die Landleute schon würklich gewisse Kalender, die ihnen ohne Worte einen guten Theil von dem sagen, was sie zu wissen wünschen. Ich

erinne-

erinnere mich auch, gedruckte satyrische Schriften in kleinem Format gesehen zu haben, die etwas räthselhaft waren. Sie enthielten Figuren, die an und für sich selbst ihre Bedeutungen hatten und mit Worten vermischt waren. Unsere Buchstaben und die chinesischen Charaktere hingegen haben ihre Bedeutungen nur von dem Willkühr der Menschen bekommen.

Gründe, warum man die Alphabethe aller Sprachen in lateinischen Charakteren ausdrücken müßte.

Th. 6. S. 88. Erster Brief *ad Ludolphum*.

Ich wünschte, daß man, so viel als möglich wäre, die Alphabethe von allen bekannten Sprachen mit lateinischen Charakteren, die ein etwas verschiedenes Ansehen hätten, bezeichnete; nicht allein damit man die nomina propria desto genauer aussprechen könnte, sondern auch — und dieß würde einen noch grössern Nutzen haben — damit man arabische, äthiopische, syrische und andere dergleichen Bücher, wenigstens einige als z. E. die Bibel und die Wörterbücher mit lateinischen Buchstaben abdrucken könnte. Ich muß gestehen, daß mich von der Erlernung dieser Sprachen nichts mehr abgehalten hat

 als

als die fremden Charaktere. Dieß sind, so zu sagen, sehr harte Schalen, die eine fürtrefliche Frucht in sich schliessen, an der viele Geschmack bekommen würden, wenn sie die Schale völlig aufgemacht fänden. Diese barbarischen Charaktere sind würklich nicht das Wesentliche der Sprachen und man könnte eine jede sehr leicht ohne diese Charaktere erhalten, reden und schreiben. Warum wollen wir denn Schwürigkeiten vergrössern, die schon an sich selbst sehr groß sind? Wenn man einmal einen Anfang mit der Sprache gemacht hätte, so würde man die ihr eigenen Charaktere nach und nach mit mehr Leichtigkeit lernen.

Dieser letzte Umstand kan in aller Absicht nur zur Lesung der Handschriften dienen; und man hat nicht nöthig, diese Lektüre vollkommen zu verstehen, wenn man sich keine ganz besondere Kenntniß der Sprache erwerben will und wenn man keinen Briefwechsel mit den Eingebohrnen des Landes, die sie reden, unterhalten will. Und dieß ist in unsern Gegenden ein seltener Fall. Ich will nichts mehr von den Kosten und Schwürigkeiten sagen, die mit dem Giessen so verschiedener und seltsamer Charaktere verbunden sind. Hierinn liegt der Grund, daß das Drucken aufgehalten, der Preis der Bücher erhö-

erhöhet und die Druckfehler vermehrt werden. Ich billige auch gar nicht, daß man die Bücher der Gothen und Angelsachsen mit so barbarischen Charakteren gedruckt hat – – Dieß ist eben so als wenn wir unsere lateinischen Handschriften mit den Charakteren, die ihre Verfasser gebraucht und von denen uns der Pater Mabillon Proben in seiner Diplomatik gegeben hat, drucken liessen. Es wäre hinreichend, wenn man die Alphabethe für die Neugierigen und zum Verstande der Handschriften aufbewahrte.

Von dem wahren Namen Jupiters.

Th. 6. Abth. 2. S. 87. Considerationes ad Epist. Perizonii.

Warum hat das Wort Jupiter im Genitivo Jovis? Ich glaube, daß man hier keinen entfernten Grund aufsuchen muß. Denn Jupiter ist nichts anders als Iouis Pater, so wie Liber Pater. Sein wahrer Name ist also Jovis. Was soll man aber von der Aehnlichkeit des Worts Jovis mit Jao oder Jehovah oder Japhet denken? Ich will darüber nichts entscheiden.

Von den ältesten Spuren der Sprachen — Von ihrer Beziehung auf den Ursprung der Völker.

Th. 4. Abth. 2. S. 186. de originibus gentium.

Die Sprachen vertreten die Stelle historischer Denkmäler, wenn keine andere von dem ältesten Ursprung der Völker vorhanden sind. Besonders enthalten die Namen der Flüsse und Wälder, welche ohngeachtet der Veränderung der Völker, die in ihrer Nachbarschaft wohnen, meistentheils nicht verändert werden, die ältesten Spuren der Sprachen. Man trift auch diese Spuren fast mit eben der Gewisheit in den Namen der Oerter wieder an, die von den Menschen sind cultivirt oder bewohnt worden. Wenn es gleich besonders in Deutschland, das am spätesten Veränderungen unterworfen gewesen ist, viel Städte und Flecken giebt, die nach ihrem Stifter genennet worden sind, so giebt es doch viele andere Oerter, die man nach ihrer Lage, nach ihren Produkten oder nach ihren übrigen besondern Eigenschaften genennet hat, und überhaupt ist die Etymologie der Namen schwerer oder leichter, ie nachdem sie alt sind oder nicht.

Die alten Namen der Männer, welche die Frießländer sorgfältiger als irgend ein anderes Volk in Deutschland aufbewahret haben, sind uns noch dazu behülflich, daß wir, wenn ich mich so ausdrücken darf, in das Heiligthum der alten Sprachen eindringen können. Denn ich nehme als einen Grundsatz an, daß **alle sogenannte** nomina propria **ursprünglich** appellatiua **gewesen sind**. Denn sonst wären sie den Gegenständen ohne irgend einen Grund gegeben worden. Daraus folgt denn, daß, so gut wir den Namen eines Flusses, eines Berges, eines Waldes, einer Nation, einer Burg, einer Stadt, eines Dorfs nicht mehr verstehen, wir daraus schliessen müssen, daß wir darinnen von der alten Sprache abgegangen sind. So oft wir also z. B. ein deutsches, französisches, sächsisches, gothisches, oder vandalisches Wort finden, das sich auf **rich** oder ricus endigt, als **Theodorich**, **Friedrich**, **Hunrich**, so wissen wir vom Venantius Fortunatus, daß dies Wort **stark** bedeutet, weil dieser Dichter unter dem Worte **Chilperich** einen starken Helfer versteht.

Adiutor fortis, si interpres barbarus adsit.

Hülpe ist noch heutiges Tages würklich so viel als Hülfe. Allein durch die Länge der Zeit und durch die häufigen Völkerwanderun-

gen sind die alten und natürlichen Bedeutungen der Worte sehr oft verändert oder verdunkelt worden.

Man muß sich nicht einbilden, als ob die Sprachen eine blos willkührliche Anordnung und aus wohl durchdachten Vergleichen entstanden wären. Sie haben alle ihre Entstehung einem gewissen natürlichen Triebe der Menschen zu verdanken, nach dem sie die Töne den Affekten und den Bewegungen ihrer Seele gemäß einrichteten. Davon nehme ich aber die künstliche Sprachen, z. B. die vom Bischof in Chester Wilkins, — einem durch Verstand und Gelehrsamkeit grossen Manne — erfundene aus, die aber ausser ihn und **Boyle**, wie mir dieser selbst erzählt hat, kein anderer erlernt hat. Dahin gehörte auch, wenn man den ziemlich wahrscheinlichen Vermuthungen des Golius Glauben beymessen darf, die chinesische Sprache, desgleichen die Sprache der ersten Menschen, wenn sie ihnen von Gott selbst eingegeben worden ist. In den Sprachen aber, die sich nach und nach gebildet haben, sind die Worte nach den verschiedenen Gelegenheiten von der Aehnlichkeit der Stimme mit den innern Empfindungen, welche den Eindruck der Dinge auf uns begleiteten, hergenommen worden und ich zweifle, daß Adam den Thieren ihre Namen nach andern Grundsätzen gegeben habe.

Wenn

Wenn es gleich leicht begreiflich ist, daß in der Folge der Zeit viel besondere Wörter von verschiedenen Völkern gemacht worden sind, besonders da diese noch in der größten Barbarey waren, wo sie mehr nach Trieben als nach Vernunft handelten und die Töne schnell, so wie sich ihnen die Gelegenheiten darbothen, nach ihren Empfindungen bildeten — und wenn gleich die Verschiedenheit der Vorstellungsarten und der Sprachwerkzeuge, deren Gebrauch bei allen Nationen nicht gleich frey ist, viel Abänderungen eingeführt haben muß; so ist es doch eine sehr bemerkenswerthe Sache, daß uns die heutigen Sprachen in einem grossen Theile unseres festen Landes Spuren einer sehr weit ausgebreiteten **alten Sprache** zeigen — denn man hat Wörter, die bei allen zwischen den brittannischen und iapanischen Meeren wohnenden Völkern in einerley Bedeutung gebraucht werden. Ich berufe mich hier nicht auf die mit dem Worte Sack gemachte Beobachtung, die schon so oft ist wiederholt worden, die ich aber selbst so genau nicht untersucht habe, sondern ich werde ein schon von den Zeiten der alten Celten her bekanntes Wort als Beyspiel anführen, — nemlich das Wort Mar, das in ihrer Sprache ein Pferd bedeutet. Daher nannten sie, wie Pausanias berichtet, eine dreifache Ritter-

wür-

würde, Trimarchia. Das Wort **Mare** kannten die alten Deutschen sehr gut. Sie nannten den Aufseher über die Pferde Marschall und in dem Sinne braucht man dieß Wort in Deutschland noch. **Mar** oder ein darvon abgeleitetes Wort bedeutet auch bei allen Tatarn — selbst die China erobert haben nicht ausgenommen — ein Pferd — — Eben die Bewandtnis hat es mit dem Worte K A N, ein **Mächtiger, Fürst, König. Kan, können** bedeutet in den deutschen Sprachen valere und **King, Koning, Chagan, Can**, bedeuten bey den Sarmatern, Hunnen, Persern, Türken, Tatarn und Chinesern sogar einen König. Es ist eine richtige Bemerkung daß wir zur Aussprechung der Anfangsbuchstabe **K** eine gewisse ziemlich merkliche Kraft brauchen, weil wir die Luft aus der Lunge herauspressen müssen, gleichsam als ob wir ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen hätten.

So oft nun dasselbe oder ein etwas verändertes Wort bei den Britten, Deutschen, Lateinern, Griechen, Sarmatern, Finnen, Tatarn und Arabern gemeinschaftlich gefunden wird — ein nicht so seltner Fall, als man anfangs glauben sollte — so haben wir Grund, es als ein Ueberbleibsel einer alten gemeinschaftlichen Sprache anzusehen.

Man

Man kann also sagen, daß die vornemsten Theile von Asien und Europa ehedem zu einem grossen Reiche gehört haben, in dem eine besondere Sprache eingeführt gewesen, so wie sich in den spätern Jahrhunderten die lateinische Sprache in Europa, die griechische und arabische in Asien und Afrika ausgebreitet haben; oder man kann vielmehr daraus schliessen, — und dieser Schluß stimmt mehr mit der heiligen Schrift überein — daß die übrigen Nationen Zweige eines einzigen Stammes und Kolonien eines Volks gewesen sind, wenn sich gleich in Ansehung der entferntesten die Spuren der Verwandschaft nach und nach verlohren haben. Denn neue Sprachen können leicht aus der Vermischung und Veränderung der übrigen entstehen. Ich erinnere mich, daß ich oft ein engländisches Frauenzimmer habe sprechen hören, deren Gespräch ein sonderbares Gemisch der englischen und französischen Sprache waren. Hundert ähnliche Personen würden leicht für ihre Nachkommen eine neue Sprache haben bilden können, wie z. B. die itzige Sprache der Graubünder ist, die aus verfälschten italiänischen und französischen Wörtern besteht, und wie die beyden letzten Sprachen ebenfalls nichts als ausgeartetes Latein sind. Und wenn nun diese Veränderungen von neuen verändert werden, so werden endlich die ersten

Spu-

Spuren ganz unsichtbar. Ich wundere mich daher gar nicht, daß die Sprachen im Innern von Afrika und alle amerikanische gar keine Verwandschaft mit den unsrigen zu haben scheinen.

Von der Armuth einiger Sprachen.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 60.

Ich erinnere mich, daß, wie man in Holland auf mein Bitten, das der berühmte Witsen unterstützte, eine Uebersetzung des Gebets des Herrn in der barantolischen Sprache für mich machen wollte, man bey der Stelle inne hielt: **Dein Name werde geheiliget**, weil man den Barantolern nicht auszudrücken wüßte, was **heilig** sey. In dem **Glauben**, den man für die Hottentotten machte, sahe man sich auch genöthigt, **heiliger Geist** durch solche Worte auszudrücken, die in ihrer Sprache einen sanften und angenehmen Wind bedeuten, (dieß war nicht unrecht) denn unsere griechischen und lateinischen Worte, anima, spiritus, bedeuten ursprünglich nichts anders als die Luft oder den Wind, den man einathmet, weil dieß die feinsten Dinge sind, die wir durch die Sinne kennen. Man fängt von den Sinnen an, um die Menschen nach und nach auf sol-

solche Dinge zu bringen, die über die Sinne erhaben sind.

Betrachtungen über die Sprachen überhaupt, und über die Cultur der deutschen Sprache insbesondere.

T. 6. Th. 2. S. 6.

§. 1. Die Sprachen sind der Spiegel des Verstandes: und die Nationen, welche sich bemühen, ihren Verstand zu cultiviren, sehen auch zu gleicher Zeit auf die Vervollkommung ihrer Sprache: Das Beyspiel der Griechen, Römer und Araber beweist dieß hinlänglich.

§. 2. Die deutsche Nation hat unter allen christlichen Nationen den Vorzug, daß sie sich und ihrem Oberhaupte, die Würde und Rechte des heiligen römischen Reichs zugeeignet hat; Nur allein diesem Oberhaupte kommt es zu, den wahren Glauben zu vertheidigen, die Kirche zu beschützen und die Glückseeligkeit in der Christenheit zu befördern: Diese Rechte haben ihm den unbestreitbaren Vorsitz vor allen gekrönten Häuptern zuwege gebracht.

§. 3. Die Deutschen müssen sich daher dieser ansehnlichen Vorzüge würdig bezeigen, und sich bestreben, die übrigen Nationen an

Verstand und Werth so weit zu übertreffen, als die Würde und Ruhm ihres Oberhaupts über die der andern Souverains erhaben ist.

§. 4. Die wahre Methode, den Verstand zu bilden, findet man nicht einzig und allein bey den Gelehrten von Profession; man trift sie mehr in der Schule der Welt, das heißt, in der Gesellschaft durch Hülfe der Sprache an, welche sie verbindet.

§. 5. Das Vornemste, was man bey dem Gebrauche der Sprache bemerken muß, ist, daß die Wörter nicht allein Zeichen der Gedanken, sondern auch der Dinge sind, welche wir durch Zeichen auszudrücken nöthig haben, es sey nun um unsere Meynungen andern zu offenbaren, oder um unsern Gedanken zu Hülfe zu kommen. Denn so wie man in einer grossen Handelsstadt und im Spiel nicht allemal baar, sondern mit Wechselbriefen oder Zahlpfennigen, bis zum Zahlungstermin bezahlt; eben so ist es auch mit dem Verstande in Ansehung der Begriffe von den Dingen, besonders wenn er viel denken muß; das heißt, der Verstand muß sich gewisser Zeichen bedienen, damit er nicht nöthig hat, eine öde Sache, wenn sie ihm vorkommt, zu untersuchen. Wenn er sie einmal verstanden hat, so begnügt er sich oft damit, ein Wort im Umgange, und so gar beym Nach-

denken und den geheimsten Unterhaltungen, an seine Stelle zu setzen.

§. 6. Ein Rechenmeister, der nicht eine Zahl schreiben wollte, von der er nicht zu gleicher Zeit den Werth mit der äussersten Genauigkeit untersucht hätte, würde seine Rechnung nie zu Ende bringen. Ein Mensch, der bey einer Unterhandlung nicht ein Wort vorbringen wollte, dessen genaueste und eigentlichste Bedeutung er nicht untersucht hätte, würde sehr langsam reden; er würde schweigen, er würde den Lauf seiner Gedanken aufhalten müssen; Ein solcher Mensch würde nicht weit kommen, so wenig im Reden als im Denken.

§. 7. Man bedient sich oft der Worte anstatt der Gedanken oder der Dinge bis zum Schluß des Raisonnemens, so wie man im Handel die Zahlen und Rechenpfennige bis zur Zahlungsstunde gelten läßt. Hieraus sieht man, wieviel daran gelegen sey, daß die Wörter einer Sprache gut formirt, deutlich, genau, distinkt, ausdrückend, wohlklingend und angenehm sind, weil sie der erste Abdruck, und so zu sagen, der Wechselbrief des Verstandes sind.

§. 8. Die Mathematiker haben eine Art von Zeichen erfunden, wovon die in der Algebra nur einen Theil ausmachen. Durch ihre Hülfe findet man heutiges Tages viele Sa=

Sachen, welche die Alten nicht erreichen konnten; und dennoch bestehet diese Kunst nur in dem Gebrauch und der genauen Anwendung dieser Zeichen. Wie viel Lärm machten nicht die Alten von ihrer Cabbala? Sie suchten Geheimnisse in den Worten, sie würden sie in einer genauen Sprache gefunden haben, die nicht allein für den Mathematikern vortheilhaft gewesen wäre, sondern die auch Aufklärung über alle Wissenschaften, Künste und Angelegenheiten des Lebens verbreitet hätte. Man muß die Cabbala nicht in den Geheimnissen der hebräischen Sprache, noch auch in andern Mundarten, oder in der willkührlichen Bedeutung der Charaktere suchen. Sondern man muß sie in allen Sprachen, in ihrem wahren Sinn und in dem genauen Gebrauche der Wörter aufsuchen.

§. 9. Die Deutschen, dünkt mich, sind in der Cultur ihrer Sprache in den Stücken, die von den 5. Sinnen abhängen, schon weit gekommen; sie ist dem gemeinen Manne in Betreibung der Künste und Handwerke leicht; die Gelehrten, blos mit ihrem Latein beschäftigt, hatten ihre Muttersprache beynahe ganz dem Volke überlassen, welches dieselbe blos nach seiner blinden Neigung zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht hat; und ich bin überzeugt, daß in der ganzen Welt keine wortreichere Sprache zu finden

ist,

ist, als die Deutsche, so wohl in Ansehung der richtigen als kraftvollen Ausdrücke bey der Verschiedenheit der Metalle, und der Mannichfaltigkeit der Produkte in den Bergwerken; Dieß kann auch auf die verschiedenen Lebensarten und gemeinen Professionen angewendet werden: z. B. von der Jagd, vom Hirtenleben, von der Schiffarth. Alle Europäer, welche auf dem Weltmeere schiffen, haben die Namen der Winde und größtentheils die Seeausdrücke der alten Deutschen, nemlich der Sachsen, Normänner, Gothen und Niederländer.

§. 10. Man bemerkt die Unvollkommenheit unsrer Sprache in denienigen Dingen, welche nicht anders als durch Nachdenken und Reflexion können begriffen werden. Es fehlt uns an Worten, womit wir die Bewegungen der Seele, gewisse Tugenden, gewisse Verbrechen und viele Eigenschaften der Seele ausdrücken könnten, die oft in der Moral und Politik vorkommen; endlich wird in den abstraktesten und erhabensten Kenntnissen dieser Fehler noch merklicher. Den Logikern und Metaphysikern ist es nicht schwer, Ausdrücke zu erfinden, um die Begriffe zu erklären. Aber sind diese Ausdrücke für iedermann faßlich? Kann man sich derselben leicht bedienen? Ueberdem verwenden die Gelehrten und Hofleute zu viel Zeit

auf die Erlernung der lateinischen und anderer Sprachen. — Man siehet wohl, daß es den Deutschen bisher nicht an Fähigkeit sondern an einem würksamen Willen zur Verfeinerung ihrer Sprache gefehlt hat. Denn alles, was das Volk verrichtet, ist in derselben wohl gegeben und ausgedrückt; kann man nun wohl daran zweifeln, daß es dem am besten unterrichteten Theile der Nation, und vorzüglich den Gelehrten, nicht gelingen würde, ihre Gedanken und Produkte im Deutschen gut auszudrücken.

§. 11. Man könnte sich leicht wegen des Mangels der logikalischen und metaphysischen Ausdrücke trösten. Ich habe unsere Sprache zu seiner Zeit und am gehörigen Ort darinn gelobt, daß sie nichts als reelle Sachen ausdrücke, und Chimären keinen Namen geben wolle. (ignorat inepta) Ich berühmte mich auch bey den Italiänern und Franzosen, daß wir Deutschen für die Gedanken einen besondern und andern Nationen unbekannten Probierstein hätten; und wie sie mir ihre Neugierde bezeigten, diesen Probierstein kennen zu lernen; so antwortete ich ihnen: es sey unsere Sprache selbst; das, was man darinn deutlich ausdrücken könnte, ohne zu andern und ungewöhnlichen Wörtern seine Zuflucht zu nehmen, sey etwas reelles; sie verstatte keinen sinnlosen Ausdruck, und

sie schlösse dieienigen Wörter ganz aus, welche Gedanken ausdrückten, die gar keinen Gegenstand hätten.

§. 12. Dieß will nicht sagen, als ob in der Logik und Metaphysik nicht viel gute Sachen wären, die sich in allen Wissenschaften ausbreiteten, und womit die deutsche Sprache noch bereichert werden könnte. Man handelt in denselben von Erklärungen, Eintheilungen, Schlüssen, von der Methode, von Grundsätzen, sich widersprechenden Sätzen, von der Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Dinge, von ihrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Ursach und Würkung, von Zeit, Ort und Umständen; man redet darinn besonders von den Arten und Gattungen, unter welchen sich alle Dinge bringen lassen; — und diese Punkte in einer Sprache vernachlässigen, das hiesse, ihre Vollkommenheit vernachlässigen.

§. 13. Die Philosophie der Natur, welche in der Erkenntnis Gottes, der Seele und des Geistes besteht, hat ihren Ursprung in dem Licht der Natur. Sie verbreitet sich hernach nicht allein über die geoffenbarte Theologie; sondern sie dient auch dem unermeslichen Gebäude der Jurisprudenz, dem Natur- und Völkerrecht, dem Staatsrecht, der Politik, kurz allen Gesetzen aller Societäten zu einer festen Grundlage. Auch hier-

sinn finde ich die deutsche Sprache mangelhaft, allein sie verdiente doch geläutert und ergänzt zu werden.

§. 14. Sogar in den frommen und geistreichen Schriften einiger gelehrten Theologen findet man fürtrefliche Materialien dazu und dabey ist vielleicht am unwahrscheinlichsten, daß selbst diejenigen, die nichts als fromme Träume geschrieben haben, sie in gewissen sehr eigentlichen Worten und kraftvollen Ausdrücken eingekleidet haben, die man ihnen gleichsam als goldene Gefässe wegnehmen könnte, so wie es die Israeliten ehedem mit den Egyptiern machten, und die man zu ihrem rechten Gebrauch bestimmen könnte, nachdem man sie gereinigt hätte. Die Griechen und Römer haben dieß mit glücklichem Erfolg versucht. Den Deutschen würde es eben so gut gelingen.

§. 15. Unserer Sprache fehlt es, wie ich schon erwähnt habe, hauptsächlich an Worten, die Dinge auszudrücken, die mit der Moral, den Leidenschaften, dem gemeinen und bürgerlichen Leben und der Politik in Verbindung stehen. Diesen Mangel verspüren wir, wenn etwas, das mit jenen Wissenschaften verbunden ist, in unsere Sprache übersetzt werden soll, und da solche Ausdrücke in dem Umgange und dem Briefwechsel artiger Leute gar nicht vermieden werden können, sondern be-

stän-

ständig vorkommen müssen, so sollte man ernstlich daran denken, sie wieder einzuführen, wenn sie würklich in Gebrauch gewesen und nur vernachlässigt worden sind, oder, wenn man in unserer Sprache keine fände, sie aus fremden entlehnen und in unsere aufnehmen.

§. 16. In keiner Sprache, dünkt mich, muß man sich als einen Puritaner aufwerfen, und wenn man aus einer gewissen abergläubischen Furcht ieden fremden, aber schicklichen, Ausdruck als eine Todsünde fliehen wollte, so würde man sich selbst entkräften und seinen Reden allen Nachdruck rauben. Diese scheinbare Reinigkeit würde dem Werke eines Bildhauers gleichen, an dem er unaufhörlich künstelte und besserte, bis er alle Stärke und Schönheit des Ausdrucks weggekünstelt. Dieß ist eine Art von Krankheit, welche die Holländer Raffinirsucht nennen.

§. 17. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß sich auch in Frankreich eine solche Sekte von Sprachkünstlern ausgebreitet habe. Nach dem Urtheil verständiger Männer ist ihre Sprache durch ihre Bemühung nicht wenig ärmer geworden. Die gelehrte Demoiselle Gournay, des berühmten Montagne angenommene Tochter, sagte von ihnen: was sie schrieben, wäre einer klaren

Wassersuppe gleich, d. h. reinlich, aber ohne Kraft.

§. 18. Die zu Florenz zur Verbesserung der italiänischen Sprache errichtete Societät hat in vielen Stücken ihren Zweck verfehlt, da sie sich bey der Absonderung der guten Ausdrücke von denen, die ihrem Urtheile nach schlecht waren, zu ängstlich bewies; In einem Siebe füllt die Kleye so wohl einen Platz aus als das Mehl. Allein diese Akademie hat in der letzten Ausgabe ihres Wörterbuchs viel vorher verworfene Wörter unvermerkt wieder aufnehmen müssen. Denn sie wollte anfangs ganz Italien den toskanischen Gesetzen unterwerfen und selbst den Gelehrten zu enge Gränzen setzen. Ein gewisser Florentiner, eines der vornehmsten Mitglieder dieser Gesellschaft, gestand mir, daß er selbst von dieser toskanischen Neuerungssucht sey angestochen gewesen, allein er habe sich bald wieder davon befreiet. — —

§. 19. Eben so gewiß ist es, daß sich auch die Mitglieder einiger deutschen Akademien, weil sie zu weit giengen, ohne Noth, Feinde gemacht haben. Sie wollten alles auf einmal abschaffen und dachten nicht daran, daß dieß unmöglich sey, sobald übele Gewohnheiten schon eingewurzelt sind.

§. 20. Jetzt ist die Sache noch viel schlimmer geworden. Die Vermischung hat gar

gar keine Gränzen. Der Prediger auf der Kanzel, der Staatsmann in der Gerichtsstube, der gemeine Bürger in seinen Gesprächen und schriftlichen Aufsätzen — alle verderben ihre Sprache durch elende französische Brocken auf das jämmerlichste, und wenn dieser reissende Strom nicht aufgehalten wird, so hat es den Anschein, daß die deutsche Sprache in Deutschland eben das Schicksal haben werde, das die englische in England hatte.

§. 21. Allein welch ein Verlust und welch ein Schimpf würde es für unsere Nation seyn, wenn sie ihre eigenthümliche Sprache aus Nachlässigkeit so verlohren gehen liesse? Ich kann nichts Gutes daraus prophezeihen — man überlege es nur. Die Annehmung einer andern Sprache hat gewöhnlich den Verlust der Freiheit zur Folge und unterwirft uns einem fremden Joche.

§. 22. Wenn die Vermischung einer Sprache mit der andern noch länger anhalten sollte, so würde bey allen Nationen eine Verwirrung, die vielleicht Jahrhunderte dauren könnte, unvermeidlich seyn, und welche Mühe würde es nicht kosten, alles wieder in Ordnung zu bringen? Die Ungewisheit, mit der man reden und schreiben würde, würde über alle Materien Dunkelheit verbreiten, und die Unwissenheit würde in

Deutschland wieder ihre Herrschaft aufschlagen. Denn ist es möglich, in einer Sprache, von welcher man die Kraft der Worte nicht kennt, gut zu schreiben und seine Gedanken in derselben gut auszudrücken? Kurz, die Sprachen werden nur durch die Streifereien in die Zeiten der Anarchie und durch die Eroberungen, welche eine fremde Nation in einem Lande macht, verändert und verdorben.

§. 23. Um die grossen Ueberschwemmungen und heftigen Ergiessungen eines schnellen Flusses zu verhindern, setzt man ihm nicht auf einmal starke Dämme und Wälle entgegen, sondern vielmehr einige Hindernisse, welche, wenn sie gleich anfangs weichen, nach und nach stärker werden, und endlich die Wuth der Wellen aufhalten. Eben so hätte man es auch mit unsrer Sprache machen sollen; denn warum will man auf einmal den Lauf des Uebels hemmen — alle fremde Wörter, ja selbst die, welche einmal angenommen sind, verbannen? Was hat man damit ausgerichtet? Weiter nichts, als daß man die ganze Nation, Gelehrte und Idioten, wider ein in vieler Hinsicht, gutes Projekt aufgebracht hat, ohne den Zweck zu erreichen, den man sich dabey vorgesetzt hatte, und der glücklich würde erreicht worden seyn, wenn man dabey vernünftig verfahren wäre.

§. 24. Man kann die Veränderungen der deutschen Sprache selbst an den Veränderungen des Reichs sehen. Zu Ende des ersten Jahrhunderts der Verbeßrung redete man eine ziemlich reine Sprache. Man fand in der That in derselben einige italiänische und spanische Wörter, welche sich von Seiten des kayserlichen Hofes und einiger fremden Officiers eingeschlichen hatten. Zur Zeit der Königinnen aus dem Hause Medicis, hatte man in Frankreich eben dieses bemerkt. Allein so lange man es mit Mäßigung thut, ist es denn wohl schimpflich? Vielmehr ist es einer Nation nützlich, von Fremden die Namen guter und neuer Sachen, die sie uns mitbringen, aufzunehmen.

§. 25. Wie Deutschland, während des dreyßigjährigen Krieges, von fremden Nationen überschwemmt und von eignen Einwohnern zerstöhrt wurde, war das Schicksal unsrer Sprache eben so traurig als das Schicksal unserer eigenthümlichen Sitten; die Reichsakten sind in diesen unseeligen Zeiten mit Ausdrücken angefüllt, worüber unsre Väter erröthen würden.

§. 26. Bis itzt hatte die Parthey der Italiäner, von den Kaysern unterstützt, und die Parthey der Franzosen, mit Hülfe der Schweden, Deutschland im Gleichgewichte gehalten; allein nach dem Münsterschen und

Pyreneischen Frieden, behielten die Macht und die Sprache der Franzosen die Oberhand. Frankreich berühmte sich, der Sitz aller Eleganz zu seyn; unsre iungen Leute, und insonderheit unser iunger Adel, der noch nie sein Vaterland hatte kennen gelernt, bewunderten an den Franzosen alles; nicht zufrieden, es bey Auswärtigen zu verachten, halfen sie es auch verschreien, und bekamen einen Abschen gegen ihre Sprache und ihre eigne Sitten, die sie selbst nicht einmal kannten. Es kostete ihnen Mühe genug, diese Abneigung zu unterdrücken, nachdem sie zu reifern Jahren und zum Nachdenken kamen. Da die meisten dieser iungen Leute in der Folge, entweder durch ihre persönlichen Verdienste, oder durch ihre Geburt und Reichthümer zu Würden und Aemtern gelangten; so regierten sie nachher Deutschland eine sehr lange Reihe von Jahren: und wenn sie es der französischen Macht auch nicht unterwürfig machten, so fehlte doch nicht viel daran; und sie unterwarfen es wenigstens gänzlich der Sprache und den Moden dieser Nation. Sie sahen nachher ihre Thorheit ein, hielten sich ganz an ihr Vaterland, und wendeten alle ihre Kräfte darauf, es wieder von dem Joch, das sie demselben aufgelegt hatten, zu befreien.

§. 27.

§. 27. Aber wir wollen einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren lassen und gestehen, daß man mit den Sitten der Franzosen und anderer Völker viel nützliche Sachen nach Deutschland mitgebracht habe. Man hat von den Italiänern die heilsamen Mittel wider die ansteckenden Seuchen gelernt. Die Franzosen haben uns unter den Soldaten eine Mannszucht gelehrt, die weit strenger ist, als die unsrige war. Das ernsthafte Wesen der Deutschen wurde durch eine gute Dosis von Munterkeit gemäßigt, und man bemerkte unter uns eine gewisse Reinlichkeit, Artigkeit in den Sitten und viele Bequemlichkeiten in Ansehung des Lebens, die man bis itzt nicht kannte. Und unsre Mundart wurde mit einer Menge schöner Redensarten bereichert, die eben so angenehm als nützlich waren.

§. 28. Man könnte also, wenn man heutiges Tages in Deutschland etwas mehr nachdenken und sich für den Ruhm der Nation und für die Vervollkommung der Sprache mehr interessiren wollte, als es bisher geschehen, das Uebel zum Guten wenden, und selbst aus unserm Unglück Nutzen ziehen; und wir könnten, wenn wir die Sitten unserer Väter wieder hervorsuchen wollten, sie mit der Beute der Franzosen und andrer Nationen auszieren und verschönern.

§. 36. Die erste Sorge der italiänischen Gesellschaft, la Crusca genannt, war nach ihrer Stiftung ein Wörterbuch zu verfertigen; und der Kardinal Richelieu, trug der französischen Akademie, nachdem er sie eingerichtet hatte, eine ähnliche Arbeit auf. Das Proiekt beyder Gesellschaften bestand blos darinn, die gebräuchlichen Wörter zu compiliren, und die Kunstwörter davon auszuschliessen: La Crusca erfüllte dieß pünktlich. Ich communicirte meine Gedanken, über den Fehler dieses Proiekts, einigen der vornehmsten Glieder der französischen Akademie. Ich zeigte ihnen die üblen Folgen eines Betragens, das von den Italiänern blos getadelt werden könnte, weil sie eines Models waren beraubt worden, das sie hätten nachahmen können. Ich gab ihnen zu verstehen, daß man zum wenigsten von einer Gesellschaft berühmter Männer eines blühenden Reichs, welche den Schutz eines mächtigen Regenten genössen, mehr erwartete. Ich ließ es ihnen merken, wie nützlich eine richtige Erklärung und Bestimmung der Kunstwörter selbst für die Wissenschaft seyn, und wie wichtig der Nutzen, den Europa davon haben könnte, seyn würde; Einige unter diesen Gelehrten verstanden mich auch recht gut.

§. 37. Allein sie blieben noch immer bey dem Vorhaben die La Crusca nachzuahmen. Indessen legte sich doch einer von ihnen, Namens Füretiere, von dieser Zeit an darauf, die Kunstwörter zu compiliren; die Akademie fand sich darüber beleidigt, und verhinderte, daß dieß Werk zum Vorschein kam. Allein durch die Bemühung eines auswärtigen Gelehrten, welcher sich dieses Versehens und der Mittel, die man ihm an die Hand gab, zu Nutze zu machen wußte, wurde es in Holland gedruckt; und bey diesem Vorfalle brachte die Leidenschaft die Würkung hervor, welche die Vernunft nicht hervorbringen konnte.

(S. 22.) Ich habe in Frankreich, unter Leuten von Stande, Männer gekannt, welche sich ein Verdienst daraus machten (und in der That ist es auch ein grosses) von allen Sachen nicht anders als in Kunstwörtern zu reden; und da sie dadurch ihre Achtung gegen die Künste und Wissenschaften bezeugten; so zeigten sie auch, daß sie nicht unwissend darinn wären. Man schreibt den Ursprung dieser Art von Verdienst dem Herzog von Orleans, Bruder des Königes Ludwigs XIII. zu, der sein Vergnügen daran fand, so zu reden. Wenn man dieses in Deutschland einführte und es mit Aufmerk-

samkeit und Genauigkeit beobachtete; so würde man dadurch, ausser daß es noch die Neugierde oft befriedigte, mehr Lust zu den Wissenschaften einflössen. Man würde dem Geist mehr Licht geben, und mehr Lust machen, die Obiekte kennen zu lernen.

§. 41. Ein gutes etymologisches Wörterbuch würde gleichfalls ein herrliches Magazin von guten Dingen seyn, welche, wenn sie gleich oftmals zum gewöhnlichen Gebrauch des Lebens von wenigen Nutzen sind, doch unendlich viel dazu beytragen würden, den Ruhm unsrer Nation weiter auszubreiten und vollkommener zu machen, wie auch unser Alterthum und Geschichte mehr aufzuhellen; allein es wäre zu wünschen, daß die Gelehrten, die ein so nützliches Werk unternehmen wollten, sich mit **Schottel**, **Brasch**, oder **Morhoff** unter den Deutschen, mit **Menage** unter den Franzosen, mit **Ferrari** unter den Italiänern, mit **Spelmann** in England, mit **Worm** oder **Verhel** in den nordischen Reichen, vereinigen möchten.

§. 42. Es ist ganz klar, und schlechterdings ausser allen Zweifel, daß die französische, italiänische und spanische Sprache (ohne von der englischen zu reden, die ganz mit deutschen Worten angefüllt ist) bey iedem **Vorfall, bey der Untersuchung**, die sie über den

den Ursprung ihrer Mundart anstellen wollten, ihre Zuflucht zu unsrer Sprache nehmen müßten. Und folglich würde die Untersuchung der deutschen Sprache nicht nur ganz Deutschland, sondern auch zugleich ganz Europa aufklären. Eine neue Art von Ruhm für unsre Nation!

§. 43. Aber laßt uns diese Materie weiter verfolgen. Wir finden, daß die alten Gallier, Celten und Scythen in grosser Verbindung mit den Teutonen lebten. Die ersten Bewohner Italiens kamen nicht vermittelst der Schiffarth zu ihnen, sondern die Cretenser, vermischt mit Teutonen, kamen, nachdem sie über die Alpen zu gehen gewagt hatten, und liessen sich bey ihnen nieder. Hieraus kann man folgern, daß die lateinische Sprache der alten deutschen sehr viel schuldig ist; und in der That verhält sich auch die Sache so.

§. 44. Und obgleich die Lateiner in der That den Reichthum ihrer Sprache von den griechischen Colonien erhalten haben; so haben doch Männer von gründlicher Gelehrsamkeit, selbst unter den fremden Nationen, sehr wohl angemerkt, daß das Schicksal Griechenlandes auch Italien getroffen habe. Jene leiteten ihren Ursprung von den Ufern der Donau und von den an derselben gränzenden Ländern her. Mit diesen mischten

sich in der Folge asiatische, egyptische und phönicische Kolonien. Und da die Teutonen ehemals unter dem Namen der Gothen und nach der Meynung andrer, unter dem Namen der Geten und Bastarnen die Gegenden um den Ausfluß der Donau und die Gegenden, welche sich längst dem Pontus Euxinus erstrecken, bevölkerten; so ist es kein Wunder, daß es einen so grossen Ueberfluß deutscher Wörter mit griechischen vermischt gab, und daß so gar einige bis zur persischen Sprache gegangen sind, wie viele Gelehrte angemerkt, ob ich gleich in der persischen Sprache nicht so viel Deutsch gefunden habe, als es **Elichmann** und seine Anhänger vorgeben.

§. 45. Alles, was uns die Schweden, Norweger und Isländer von ihrem Gothischen und Runischen vorpralen, gehört uns zu; und ihre eigne an sich sehr lobenswürdige Arbeit ist uns ein Beweis davon; sie können nur für mitternächtliche Deutsche angesehen werden. Tacitus, und nach ihm alle übrige Alte, wie auch dieienigen, welche in spätern Zeiten berühmt gewesen sind, haben sie unter die Deutschen gezählt. Die Härte ihrer Sprache beweißt es, ohngeachtet sie vieles dawider vorbringen wollen. Es ist mir nicht schwer, durch viele Umstände und

Gründe

Gründe zu beweisen, daß die Dänen zur Zeit der Römer und überhaupt gegen das Ende ihres Reichs, unter den Sachsen sind verstanden worden.

§. 46. Man muß also bey den alten Deutschen und überhaupt in der alten teutonischen Sprache, die von keinem griechischen oder lateinischen Buche erreicht wird, den Ursprung der Völker und der Sprachen Europens aufsuchen, und zum Theil auch den Dienst, welchen die Völker in demselben der Gottheit erwiesen — ihre Sitten, Gesetze und Adel.

§. 47. Aber mehr als irgend ein andrer Beweggrund, ein deutsch etymologisches Wörterbuch zu schreiben, muß uns das Bedürfniß aller europäischen Nationen reitzen. Ich erkenne an mir selbst die Nothwendigkeit desselben, und die häufigen Briefe, welche ich über diesen Gegenstand von allen Orten her erhalte, überzeugen mich noch mehr davon. Auswärtige gründliche Gelehrte wünschen dies Werk, um durch Hülfe desselben ihr Alterthum aufklären zu können; und sie gestehen ganz offenherzig, daß weder die Engländer, noch die Franzosen, oder was für Gelehrte es auch seyn mögen, — anders, als durch Hülfe der Aufklärungen, welche ihnen die Deutschen, die mit ihrer alten Sprache

hinlänglich bekannt sind, geben, — zu ihrem Zwecke gelangen werden.

§. 48. Ein so nützliches Werk zu unternehmen, müßte uns noch mehr der Gedanke anfeuern, daß es, ausser dem besondern Nutzen, den wir davon haben würden, unsern Ruhm vermehren würde, da man sich genöthigt sahe bey aller Gelegenheit selbst in den wichtigsten Dingen seine Zuflucht dazu zu nehmen. Findet man in unsrer Sprache nicht täglich Dinge, welche der Aufmerksamkeit würdig sind, und Aufklärungen, welche Gelegenheit zu den sonderbarsten Bemerkungen geben?

§. 49. Man fragt, zum Beispiele: Was bedeutet im Deutschen das Wort **Welt**; man muß bemerken, daß unsre Väter **Werelt** sagten, so wie man es in den alten Büchern und noch itzt in einigen Ländern findet; es scheint daß dieß nichts anders als der Erdkreis, orbis terrarum, ist, weil **wirren**, umdrehen, **werre**, wire bey den Engländern, gyrus bey den Griechen alles das bedeutet, was sich rundherum drehet; es scheint auch als wenn der Grund in dem Buchstaben **W** läge, welcher eine starke Bewegung veranlaßt, der beym weggehen und wiederkommen gebraucht wird, und in den Worten, **Wehen, Wind, Waage, Wogen, Wellen, Wheel,** eine gewisse Bewegung ausdrückt, woher nicht

nur **Wirbel**, **Gewerrel**, oder **Querl**, welches im alten Deutschen eine Mühle bedeutet, sondern auch **Bewegen**, **Winden**, **Wenden**, ihren Ursprung genommen haben. Desgleichen das französische Wort vis, die lateinischen Worte volvo, verto, vortex; der Name **Walen**, **Wallonen**, Vagabonden, d. h. Gallier oder Fremde. Ich bin nicht der Meynung derjenigen, welche behaupten, daß das Wort **Wereld** von **Wahren** oder **Dauren** herkomme, und darunter das Jahrhundert, vor Alters Ew genannt, verstehen. Dergleichen Meynungen können nur, in so fern sie untersucht werden, und auf das Ansehen der alten Bücher beruhen, zur Gewisheit gebracht werden.

§. 50. Beyspiele von dieser Art sind nicht selten; sie entdecken nicht nur den Ursprung der Dinge, sondern beweisen auch, daß diese Worte nicht so willkührlich sind, als man gemeiniglich denket. Nichts geschieht in dieser Welt zufälliger weise, und wenn wir anders urtheilen; so kommt dieß daher, weil wir die Ursachen nicht wissen. Und da die deutsche Sprache weit origineller als alle andre Mundarten zu seyn scheint; so kann man in derselben die ursprünglichen Wörter viel sicherer suchen, wie dieß bereits der scharfsinnige **Clauberg** angemerkt, und in einem

kleinen Werke über diesen Gegenstand bewiesen hat.

§. 56. Aber es ist Zeit wieder auf das zurückzukommen, was bey einer Sprache, in Rücksicht auf ihren gemeinen Gebrauch, erfodert wird. Dieß war der Hauptgegenstand, worauf anfangs La Crusca und die französische Akademie sah, und worauf man auch in der That hauptsächlich sehen muß, besonders wenn die Frage weder von dem Ursprunge, noch Alterthum, noch von geheimen Bedeutungen für die Wissenschaften und Künste, sondern blos von dem gesellschaftlichen Leben und den Verbindungen der Menschen ist. Hierinn allein würde man den Reichthum, die Reinigkeit und Deutlichkeit der deutschen Sprache sehen. — Drey Eigenschaften, die einer Mundart gleich nöthig sind —

§. 57. Ueberfluß und Reichthum ist dasienige, was bey einer Sprache das nothwendigste ist. Dieser Ueberfluß besteht darinn, daß sie lieber zu viel als zu wenig bestimmte und körnigte Worte habe, deren man sich bey allen Vorfällen bedienen kann, um eine iede Sache mit Kraft und Nachdruck vorzustellen, und die Ideen natürlich auszudrücken.

§. 58. Man sagt, daß die Chineser, wenn vom Schreiben die Rede ist, reich sind, weil

weil sie eine unsägliche Menge von Charaktere ren haben *), und daß sie arm sind, wenn es aufs Reden ankommt, weil diese Charaktere mit ihrer Sprache nicht übereinkommen. Es scheint, daß der Ueberfluß der Charaktere, worauf sie viel Mühe gewendet, die Sorgfalt in der Bildung ihrer Sprache selbst geschwächt habe, so daß sehr oft der Mangel der Worte und ihr zweyfacher Sinn sie nöthigt, mit ihren Fingern Zeichen zu geben, um sich darüber zu erklären und die Zweydeutigkeit zu vermeiden.

§. 59. Ich weiß, daß es keine Sprache giebt, sie mag auch noch so arm seyn, in welcher man nicht alles ausdrücken könnte. Es ist unverständig, diejenigen Völker **Barbaren** zu nennen, von denen man sagt, daß sie das, was Gott heisse, nicht auszudrücken vermögten. Allein, ob es gleich gewiß ist, daß man durch Wendungen und Umschreibungen alles erklären kann; so ist es doch auch gewiß, daß durch diese Weitschweifigkeit aller Geschmack und alle Energie so wohl

*) Es kann hierbey nachgelesen werden, was der ungenannte Verfasser der Charakteristik der merkwürdigsten asiatischen Nationen S. 223. zwar kurz, aber auf eine gute Art und richtig davon gesagt hat. Uebers.

bey dem der zuhört, als auch bey dem, der redet, verlohren geht: die Seele bleibt zu lange im Zweifel; es ist eben so, als wenn man sich, beym Besehen vieler schönen Palläste, zu lange in einem Zimmer aufhalten und in allen Winkeln sich umsehen wollte; oder wenn man nach der Gewohnheit derjenigen Völker zählen wollte, die nicht über drey zählen können und keine Worte, Zeichen für die Zahlen 4, 5, 6. u. s. w. haben: Man kann leicht begreifen, wie beschwerlich und ekelhaft ihre Rechnung muß gewesen seyn.

§. 60. Nur beym Uebersetzen guter Bücher findet man den Probierstein des Ueberflusses, oder der Fruchtbarkeit einer Sprache, ie nachdem sich weniger oder mehr Leichtigkeit beym Uebersetzen äussert. Unsere Academici fructiferi, und ihre Nachahmer sind sehr lobenswerth, daß sie Uebersetzungen unternommen haben, wenn sie es gleich in Ansehung der Wahl der Bücher und der Materien nicht sind.

§. 61. Ich glaube, daß keine Sprache in der Welt geschickt ist, mit gleicher Macht und Energie die Worte einer andern Sprache auszudrücken, oder sie durch einen einzigen Ausdruck zu übersetzen. Cicero warf den Griechen vor, sie hätten kein einziges Wort, das mit dem lateinischen ineptus übereinstimmte; allein, er gesteht auch an vielen

andern

andern Orten, die Unfruchtbarkeit der lateinischen Sprache. Ich bewies den Franzosen vor nicht gar langer Zeit, daß wir eine Menge Wörter hätten, die sie schlechterdings nicht übersetzen könnten; noch itzt können sie nicht mit einem einzigen Wort das was wir **reiten** und die Lateiner *equitare* nennen, ausdrücken. Sie haben in ihren Uebersetzungen, welche sie vom Tacitus und andern guten Büchern gemacht, den Nachdruck der Originale gar nicht mit übergetragen.

§. 62. Ich denke, daß die reichste und bequemste Sprache diejenige ist, in welcher man bey einer wörtlichen Uebersetzung — und wo man seinem Original Schritt vor Schritt folgen kann — am leichtesten fortkommt. Dieß ist in unsrer Sprache sehr schwer, besonders wenn solche Gegenstände behandelt werden, bey welchen der Wille und der freye Wille der Menschen einen Einfluß hat; es würde uns Mühe kosten, diesen Fehler zu verbessern, aber wir könnten uns doch zum wenigsten in den Stand setzen, daß wir in dieser Hinsicht nicht genöthigt wären, zu andern Nationen unsre Zuflucht zu nehmen.

§. 63. Und dieß könnte auf folgende Art geschehen; Man sollte eine genaue Untersuchung guter Ausdrücke, welche zwar willkürlich wären, aber doch zu unsrer Sprache

gehörten, anstellen, und an die man nicht sogleich denkt, weil sie vernachläßigt worden sind; man sollte die Alten wieder in Aufnahme bringen, die von gutem Gehalt sind; man sollte die fremden Ausdrücke naturalisiren, wenn sie es verdienen: endlich, wenn kein anders Mittel mehr übrig ist, sollte man neue Wörter erfinden oder zusammensetzen, und sie durch das Ansehen verständiger Männer, die sie gebilligt hätten, einführen. — —

§. 68. In Ansehung der Naturalisation der Wörter ist es gewiß, man kann sie aufnehmen, wenn es Umstände erfodern; sie ist eben so nützlich für die Sprachen als für die Nationen selbst. Roms Macht und Grösse ist nur als eine Folge der Aufnehmung der Fremdlinge, und Holland ist so wohl durch den Zufluß der Menschen, als der Gewässer, die es umgeben, ein mächtiger Staat geworden. Die englische Sprache hat von allen geborgt: und wenn iede Nation von den Engländern ihren Diebstahl wiederfoderte; so würde es ihnen eben so gehen, wie der Aelster in den äsopischen Fabeln, als ihr die andern Vögel die fremden Federn ausrauften. Die Deutschen haben diese Zuflucht nicht so nöthig als andre Völker; das heißt aber nicht, als müßten sie ein

so

so nützliches Recht ganz und gar ungebraucht lassen.

§. 69. Man muß aber bey der Adoption einige Verfügungen treffen. So, wie man lieber Menschen adoptirt, deren Glaube und Sitten sich den unsrigen nähern; so muß dieß auch eben so wohl und weit eher von den Worten gelten, die ihren Ursprung von der deutschen und holländischen herleiten, als von der lateinischen.

§. 73. Hier könnte man nun fragen, in wie fern man die Adoption lateinischer, französischer, italiänischer und spanischer Ausdrücke anrathen und ausüben könne, ohne den Grad der Reinigkeit, deren unsre Sprache fähig ist, hintenan zu setzen, und ich setze diesen Grad der Reinigkeit in der Vermeidung aller überflüßigen Vermischungen fremder Worte.

§. 74. Die Erfindung neuer Ausdrücke, oder die Einführung des Gebrauchs alter Worte ist das letzte Mittel eine Sprache zu bereichern. Gewöhnlicherweise besteht die Neuheit der Ausdrücke in der Aehnlichkeit mit den alten, welches man Analogie nennt; man muß dabey die Art bemerken, wie sie zusammengesetzt sind, und wie man sie abgeleitet hat.

§. 75. Nun ist es nicht allein erlaubt, sondern auch sehr lobenswürdig neue Worte zu machen, wenn man nur dabey, so viel als

mög=

möglich, diese Aehnlichkeit beobachtet; daß man sich nemlich so wenig als man kann von dem schon hergebrachten Gebrauch entfernt, daß ihr Schall dem Ohr schmeichelt, und daß man endlich bey der Aussprache wenig Schwürigkeit findet.

§. 76. Viele fürtrefliche und gut zusammengesetzte Wörter verliehren sich und gehen verlohren, weil sie niemand bemerkt und aufbewahrt, wenn es nicht etwa von Ohngefehr geschieht. Damit sie nützlich seyn könnten; müßte man sie sammlen, durch sachkundige Richter untersuchen lassen, und sie durch deren Autorität und Beyspiel in Gebrauch bringen

§. 77. Ehe ich den Artikel, von dem Reichthum der Sprache, schliesse, will ich noch anmerken, daß man die Worte auf zweierley Weise niederschreiben kann, entweder nach der Ordnung des Alphabets oder der Natur. Die erste Methode wird gewöhnlich in den Wörterbüchern oder etymologischen Büchern befolgt, die zwote ist den Nomenclaturen oder Namenbüchern eigen, und richtet sich nach den Klassen oder Arten der Dinge: sie ist mit glücklichem Erfolg von Stephan Doletus, Adrian Junius, Nicodemus Frischlinus und Johann Jonston angenommen worden; sie beweißt mehr als den ersten Reichthum oder Mangel einer

Spra-

Sprache, Copiam vocabulorum; Aus dieser Ursache hat auch ein Italiäner, Namens Alunnus, sein, nach dieser Methode eingerichtetes, Buch *Richezza della lingua volgare*, genannt. Der Unterschied zwischen den etymologischen Büchern und den Nomenclaturen ist dieser; die ersten zeigen die Bedeutung der Wörter an, und die andern den Namen der Sachen; die ersten gehen vom Worte auf die Sache über, die andern von der Sache aufs Wort.

§. 78. Ich glaube, daß das Wörterbuch, glossarium Etymologicum, die Quelle der Sprache, nach alphabetischer Ordnung eingerichtet werden muß, und dieß konnte noch auf zweyerley Art angefangen werden, nemlich nach der heutigen Aussprache, und nach den Wurzeln, d. h. wenn man die ursprünglichen Wörter, iedes in seine Stelle setzt und alle ihre Aeste zu ihren verschiedenen Stämmen bringt; — eine Methode, die darinn sehr nützlich seyn würde, weil sie die erste erleichtern könnte. In Ansehung des Schatzes der Sprache, Thesaurus linguae, welcher alle Kunstwörter enthält, wäre es nützlicher, wenn er nach den Gattungen der Dinge, als wenn er nach der Ordnung der Wörter verfertigt wäre. Die Dinge, welche eine Aehnlichkeit mit einander haben, erklären sich auch einander; man darf nur am Ende

einen

einen alphabetischen Catalogus hinzufügen. Endlich kann es gleichgültig seyn, welcher Methode man bey Compilation der Wörter folgt, entweder die nach alphabetischer Ordnung, oder die, welche Sachen nach ihren Klassen eintheilen; beyde haben ihren besondern Nutzen, wenn gleich der Nutzen der letztern, meiner Meynung nach, erheblicher ist.

§. 79. Es giebt noch eine andre Art von Wörterbüchern, die bey den Lateinern und Griechen sehr gebräuchlich sind, und unter den Deutschen gleichfalls könnten eingeführt werden, Dictionarium particularum, v. g. Epithetorum, phrasium u. s. w. ohne die Prosodien, und Reimbücher zu erwähnen. Aber es ist leicht, nach Vollbringung des Hauptwerks ähnliche Werke zu liefern; dieß mag über das Kapitel von dem Reichthum der Sprache genug seyn.

§. 80. Die Reinigkeit der Sprache, sowohl im Reden als Schreiben, besteht darinn, daß die Wörter und Redensarten deutsch sind, und daß die Grammatik, Construction und der Syntax dabey auf das genaueste beobachtet werden.

§. 81. Man muß sich hüten solche Wörter und Redensarten zu gebrauchen, die unanständig, unangenehm, dunkel, unverständlich, und nicht ganz deutsch sind.

§. 82.

§. 82. Unter den unanständigen und unangenehmen Wörtern versteht man solche, welche niedrig sind und oftmals etwas grobes ausdrücken, deren sich das gemeine Volk bedient, plebeia & rustica verba; wenigstens die keine besondre Annehmlichkeit haben, und beym Scherz nicht angebracht werden können, ohne Jemand zu beleidigen. Es giebt noch eine andre Gattung niedriger Wörter, die man so wohl beym Schreiben, als ernsthaften Gesprächen vermeiden muß, und in dieser Absicht wäre es gut, sie auszuzeichnen, um sie dadurch kenntlicher zu machen. Es giebt noch andre, welche dem Ohre übel klingen, die eine lächerliche Bedeutung haben und auf eine unschickliche Weise zweydeutig sind, wofür man sich hüten muß. – – –

§. 102. Das zweyte Stück der Reinigkeit der Sprache besteht in der Richtigkeit nach den Regeln der Grammatik, wovon ich nur wenig sagen will. Sie ist noch fehlerhaft, aber es wird nicht schwer seyn, diesem Uebel in der Folge der Zeit abzuhelfen: Die Bemerkungen einiger Gelehrten werden hinreichen, alle Schwürigkeiten, die sich über diesen Gegenstand in unsrer Sprache zeigen, zu heben.

§. 103. Es ist bekaunt, daß man von den Zeiten **Karls des Grossen** an, angefangen

fangen hat, an einer deutschen Grammatik zu arbeiten, indessen haben wir, vielleicht in unsern Tagen, noch keine, die genau und hinreichend wäre: und obgleich die Franzosen, welche seit einiger Zeit unsere Sprache stark studiren, sich bemühet haben, eine zu schreiben; so zweifelt man doch mit Grunde an dem glücklichen Erfolg ihrer Arbeit.

§. 104. Man weis, wie viele Schwürigkeiten und Zweifel sich noch heutiges Tages bey ieden Gelegenheiten in der französischen Sprache zeigen; um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Bemerkungen des **Vaugelas**, **Menage**, und **Bouhours** ansehen, andere zu geschweigen. Indessen hat ihre Sprache den Vortheil, daß sie eine Tochter der lateinischen ist, deren Regeln schon seit langer Zeit festgesetzt sind. Vor unsrer Zeit haben sich schon gelehrte Federn geübt, sie zu vervollkommen. Frankreich hat nur einen einzigen Hof, der im Mittelpunkte des Reichs residirt, und den Ton in allen Dingen angiebt; die Parallele, welche man zwischen uns, von Paris nach Wien, das am Ende von Deutschland liegt, macht, wäre nicht zu behaupten, und vielleicht wäre es nicht einmal genau genommen recht, wenn der Kayser mitten im Reiche wohnte.

§. 105. Die Grammatik der Italiäner hat ohngeachtet der Sorgfalt und Wachsamkeit der Mitglieder der Akademie la Crusca noch immer ihre sehr wichtigen Fehler und Mängel. Der sinnreiche Tasso, und andre berühmte Schriftsteller, weit entfernt sich ihren Entscheidungen zu unterwerfen, haben wider sie geschrieben und zwar nicht ohne Schein und Grund; wenn also gleich die italiänische Sprache unter allen, welche man in Europa redet, die erste gewesen ist, welche zur höchsten Vollkommenheit, in welcher sie sich noch heutiges Tages erhält, gebracht ist; — denn Petrarch und Dante sind noch heutiges Tages Muster — (dieß kann man von keiner andern Sprache, weder von der deutschen, noch französischen, spanischen und englischen behaupten) so zeigt uns die italiänische Grammatik doch viele Schwierigkeiten, und gordische Knoten zu zerschneiden.

§. 106. Hieraus folgt, daß, obgleich die Deutschen aus den angeführten Ursachen, nicht nöthig haben, sich zu wundern und wegen der würklichen Unvollkommenheit ihrer Grammatik zu erröthen; es doch sonder Zweifel sehr tadelnswürdig seyn würde, wenn sie nicht mit Nachdruck dran arbeiteten, diesen Mangel der Vollkommenheit, wovon sie so weit entfernt ist, zu verbessern.

§. 110. Es bleibt mir nun noch übrig, von dem Glanz und der Schönheit der deutschen Sprache zu reden; allein man entschuldige mich, daß ich mich bey diesem Gegenstande nicht aufhalte; ich will dießmal nur bemerken, daß es sich bey einer Sprache, der es weder an Worten, noch an schicklichen Ausdrücken fehlt, von dem Genie und dem Verstande der Leser, welche schreiben, erwarten lasse, daß sie dieselben mit Genauigkeit und Energie zu wählen wissen werden.

§. 112. Bey dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten den Fehler zu rügen, in welchen viele Italiäner gefallen, und den bis itzt noch einige deutsche Schriftsteller, unter andern der sinnreiche Weismann, nicht verbessert haben: ich meyne ihren Geschmack, den sie in ihren Schriften zeigen, daß sie von gewissen Dingen auf eine wenig anständige Art reden. Ich kann hierinn die Bescheidenheit der französischen Schriftsteller nicht genug loben, welche dergleichen Wörter und Ausdrücke in allen ihren Piecen vermeiden. Die Franzosen leiden dergleichen Zweydeutigkeiten nicht einmal gerne in ihren Vergnügungen und Scherzen, welche man auf eine unschickliche Weise auslegen könnte *): ihrem Bey-

*) Die Sitten der Franzosen sind also seit siebenzig Jahren sehr ausgeartet. -- Itzt erlauben sich

Beyspiele in einem so löblichen Betragen zu folgen, ist sicher ein Zeichen der Reinigkeit der Sprache und des Herzens.

Naturlehre.

Ueber des Cartesius Welt.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 446.

Es ist Schade, daß des Cartesius Hypothese von der Zusammenfügung der Theile der sichtbaren Welt durch die seit der Zeit angestellte Versuchungen und gemachte Entdeckungen so wenig bestätigt worden ist, oder daß Cartesius nicht funfzig Jahr später gelebt hat, damit er uns nach den itzigen Einsichten eine Hypothese hätte geben können, die gewis eben so sinnreich gewesen seyn würde, als die, welche er uns nach den Einsichten seiner Zeit gab.

sich die Franzosen den Gebrauch zweydeutiger Worte u. s. f. viel öfter als sichs die Deutschen jemals erlaubt haben. — Doch der französische Geschmack ist bald so, bald so! —

Von dem ehemaligen Zustande der Erdkugel.

Theil 6. Abtheil. 1. S. 213. Fünfter Brief an Herrn Bourguet.

Ich glaube, daß unsere Erdkugel einmal eben so beschaffen gewesen ist, wie ein feuerspeiender Berg und daß damals die Mineralien, die man heut zu Tage entdeckt und die man in unsern Schmelzofen nachmachen kann, entstanden sind — — — Die Felsen, die man gleichsam die Gebeine der Erde nennen kann, sind die Schlaken oder die vitrificirte Materie des alten Flusses. Der Sand ist nichts anders als das aus der Vitrification entstandene Glas, das aber durch die Bewegung zu kleinen Körnern geworden ist. Das Meerwasser ist gleichsam ein oleum per deliquium, das daher entstanden, weil es nach dem Calciniren wieder kalt geworden ist. Dieß sind drey über die Oberfläche unserer Erdkugel ganz verbreitete Materien (nemlich das Meer, die Felsen und der Sand) die sich durch ein Feuer natürlich genug erklären lassen und von welchen man durch eine andere Hypothese nicht so leicht einen Grund wird angeben können. Dieß Wasser hat ehemahls die ganze Erdkugel bedeckt und selbst

vor

vor der noahitischen Sündfluth viel Veränderungen auf derselben hervorgebracht. Ich neige mich indessen ziemlich zu des Cartesius Meynung, der dafür hält, daß unsere Erde vorher ein Fixstern gewesen ist; oder ich bin auch geneigt, meine eigene Meynung anzunehmen, daß sie nemlich ein sich von der Sonne getrennter Theil oder ein Sonnenflecken seyn könte, der von ihr weggeschleudert worden wäre und daß sie beständig dahin zurück zu fallen trachte.

Von der Schwierigkeit, die Beschaffenheit der Planeten auszuforschen.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 449

Huygens glaubt in seinem Cosmotheoros, wie er von der Aehnlichkeit der Planeten handelt, daß die Beschaffenheit der übrigen Hauptplaneten dem unsrigen sehr nahe komme, ausgenommen, daß die verschiedene Entfernung von der Sonne auch eine gewisse Verschiedenheit in denselben hervorbringen müsse und Fontenelle, der schon vorher seine sinnreiche und gelehrte Gespräche von mehr als einer Welt herausgegeben hatte, hat schöne Bemerkungen darüber gemacht und die Kunst erfunden, eine schwere Materie angenehm

nehm vorzutragen. Man könnte fast behaupten, daß es in dem Gebiete des Mondes eben so wohl als hier Harlequins gebe. Man hat zwar von den Monden, welche blos Trabanten sind, ganz andere Meynungen als von den Hauptplaneten. Kepler hat ein kleines Buch hinterlassen, das eine sinnreiche Erdichtung von dem Zustande des Mondes enthält und ein Engländer, ein Mann von Kopf, hat die Erfindung eines Spaniers sehr unterhaltend beschrieben, daß die Zugvögel nemlich nach dem Monde zögen. Ich will den Cyrano nicht einmal erwähnen, der nachher diesen Spanier würcklich angetroffen hatte. Wenn manche helle Köpfe ein schönes Gemählde vom zukünftigen Leben zeichnen wollen, so lassen sie die glückliche Seelen von einer Welt zur andern reisen. Unsere Einbildungskraft findet darinn einen Theil der fürtreflichen Beschäftigungen, welche die Genii haben würden. So viel Mühe man sich aber auch deswegen giebt, so zweifele ich doch, daß dieser witzige Einfall wegen des grossen Unterschieds zwischen uns und iener und wegen der grossen Verschiedenheit, die daselbst seyn muß, Statt finden kan; Und ehe wir die Fernröhre nicht haben, auf die uns Cartesius Hofnung machte, mit welchen wir im Monde solche Theile unterscheiden sollten, die nicht grösser wären als unsere Häuser — können

wir

wir nicht bestimmen, was ein Himmelskörper für Verschiedenheiten in Vergleichung mit unserer Erde habe.

Ueber die Bewohner der Planeten.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand S. 174.

Wenn uns der Umgang mit den Bewohnern der Planeten, die nach Huygens Meynung uns Erdbewohnern ziemlich ähnlich seyn sollen, offen stünde — so verdiente die Frage wohl in einer allgemeinen Kirchenversammlung entschieden zu werden, ob es Pflicht für uns wäre, unsere Sorgfalt in der Ausbreitung des Glaubens bis ausser den Grenzen unserer Erdkugel auszudehnen. Viele würden ohne Zweifel behaupten, daß die vernünftigen Geschöpfe dieses Landes nicht von dem Geschlecht Adams wären und also an der Erlösung Christi keinen Theil haben könnten. Allein andere würden vielleicht sagen, daß wir weder hinlänglich unterrichtet wären, wo Adam immer gewesen sey, noch was seine ganze Nachkommenschaft für Schicksale gehabt habe, weil es sogar Gottesgelehrte gegeben hat, die geglaubt, daß der Mond der Ort des Paradieses gewesen sey; und vielleicht würde man nach der Mehrheit der Stimmen für das sicherste halten, diese Geschöpfe, in

Ansehung derer man doch zu keiner bestimmten Gewisheit gelangen könnte, unter der Bedingung zu taufen, wenn sie die Taufe annehmen können. Aber ich zweifele, daß man sie iemahls zu Priestern in der römischen Kirche machen würde, weil ihre Einweihung immer zweifelhaft bleiben dürfte, und man würde die Leute der Gefahr einer materiellen Abgötterey nach der Hypothese dieser Kirche aussetzen. Zum Glück läßt die Natur der Dinge alle diese verwirrende Schwierigkeiten nicht zu.

Es giebt Thiere, die ungleich grösser sind als unsre — Von der Wanderung unserer Thiere in kleine Welten *).

Th. 1. S. 415. *Commercii epist. Leibnitzii & Bernoullii.*

Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß es in dem Weltgebäude Thiere giebt, die an Grös-

*) Diese Bemerkung beziehet sich auf einen Brief, den Johann Bernoulli an ihn geschrieben hatte. „Ich glaube, schrieb ihm Bernoulli, sollten „Sie wohl darüber lachen, — daß in der Na„tur Thiere existiren können, die uns und un„sre gewöhnlichen Thiere an Größe in eben „dem

Grösse die unsrigen so weit übertreffen, als die unsrigen die kleinen Thiere übertreffen,

„dem Grade übertreffen, in dem wir und unsre „gewöhnlichen Thiere die Thierchens übertref„fen, die wir durch die Vergrösserungsgläser ent„decken und die uns in ihrer Welt mit ihren Ver„grösserungsgläsern so beobachten, wie wir die „ungeheure Menge der kleinen Thierchens mit „den unsrigen beobachten. Ich gehe noch wei„ter und sage, daß noch ungleich grössere Thie„re existiren können als diese und nehme eben so „viel Grade im heraussteigen an, als ich im „herabsteigen gefunden habe. Denn, im „Ernst zu reden, ich sehe nicht ein, warum wir „und unsre Thiere den äussersten Grad erreicht „haben sollten. Denn es ist offenbar, daß sich „die Thierchens, die ungleich kleiner sind als „wir, auch schmeicheln könnten, sie und der „Tropfen, den sie bewohnen, machten die „ganze Welt aus, wenn sie anders eine ver„nünftige Sele hätten und nachdenken könnten. „Nehmen Sie einmal mit mir an oder stellen „Sie sich wenigstens vor, daß ein kleines Pfef„ferkorn — auf dem man durch Hülfe eines „Vergrösserungsglases viele tausend mahl tau„send kleine Thierchens bemerckt, wie Leuwen„hök bezeugt und wie ich mich selbst davon „durch meine eigene Augen überzeugt habe; —

die man durch Hülfe der Vergrösserungsgläser entdeckt, denn die Natur kennet keine Grenzen.

„stellen Sie sich vor, sage ich, daß dies kleine „Pfefferkorn solche Theile habe, die im gan„zen den Theilen dieses Weltsystems proportio„niret wären, das heißt, seine Sonne, seine „Fixsterne, seine Planeten mit ihren Trabanten, seine Erde mit seinen Gebürgen, seine „Felder, Wälder, Felsen, Flüsse, Seen, „Meere und seine verschiedene Thiere. Ueber„reden Sie sich, daß diese Pfefferkornsbe„wohner, — die alle Gegenstände aus demselben „Gesichtspunkte, betrachteten, folglich in der„selben Grösse erblickten, in der wir die unsri„gen sehen, — sich nicht denken könnten, es „existire noch etwas ausser ihrem Korne, und „zwar mit demselben Rechte, mit dem wir „denken; unsere Welt schliesse alle Dinge in „sich. Denn sagen Sie mir einmal, was wür„den sie für einen Grund haben und was für ei„ne Erfahrung anführen können, die sie vom „Gegentheile überzeugte, und welche diese ar„me Thierchens lehrte, daß noch eine andre „Welt vorhanden sey, die unglcich grösser wä„re als die ihrige und Bewohner habe, welche „sie ebenfalls an Grösse weit überträfen? Wenn „nun diese Pfefferkornsbewohner nicht im „Stande sind, dieß zu erfahren, wer weis

denn

zen. Auf gleiche Weise können und müssen fast die kleinen Sandkörner und die kleinsten Atomen

„denn wohl unter uns, ob nicht vielleicht unsere „ganze sichtbare Welt in Vergleichung mit ei„nem andern viel grössern Weltgebäude ein „Korn ist? Th. 1. S. 410.

Nachdem Leibnitz geantwortet hatte, was im Text angeführt worden, schrieb ihm Bernoulli folgendes. „Ich wundre mich nicht, „daß Sie mir beystimmen, wenn ich die Muth„massung vorbringe, daß es in der Welt Thie„re gebe, die in Ansehung der Grösse gegen „die unsrigen das sind, was die unsrigen in „Vergleichung der kleinen Thierchens sind, die „nur durch Vergrösserungsgläser sichtbar wer„den. Aber ich verstehe die Sache noch buch„stäblicher und halte dafür, daß diese ungleich „grössere Thiere als wir und unsre Thiere, in „dem gewöhnlichsten Verstande Thiere sind, „die einen Körper und den unsrigen ähnliche „Glieder oder an deren Stelle etwas ihnen ähn„liches haben und daß unter diesen Thieren „einige sind, die Verstand oder den Gebrauch „der Vernunft haben, das heißt, die Menschen „sind. Ich habe mich aber in der That ge„wundert, Sie sagen zu hören, daß die See„le nach dem Tode in eine ungleich kleinere Welt

men Welten seyn, die der unsrigen an Schönheit und Mannigfaltigkeit nicht nachstehen dürfen

„Welt versetzt werde, als die ist, in der sie gelebt hat und daß der Tod nichts anders als eine Verkleinerung des Thiers sey. Diese Meynung ist in gewisser Rücksicht der vom Pythagoras behaupteten Seelenwanderung ähnlich. Leibnitz antwortete ihm: Und ich möchte auch gern annehmen, daß es in dem gewöhnlichsten Verstande ungleich grössere Thiere gebe als die unsrigen. Ich habe zuweilen im Scherz gesagt, es gäbe vielleicht eine der unsrigen ähnliche Welt, die ein ungeheurer Riese zur Taschenuhr gebrauchte.

„Weil ich angemerckt und sogar öffentlich behauptet zu haben glaube, daß gleichsam die Atomen der Substanz natürlicher Weise weder ihren Anfang nehmen noch zu seyn aufhören können, und daß die Zerstörung selbst eines organischen Körpers nichts anders als die Entwickelung der Organe sey, — so folgt offenbar aus meinen Grunsätzen die Möglichkeit der Versetzung desselben in ein kleines Weltsystem, wo alles eben so gut, wo nicht noch besser hergehen könnte als in dem unsrigen. Aber ich behaupte weiter nichts als die Möglichkeit. Ich rede hier nicht von der sogenannten Metempsychose oder der Wan-

de-

dürfen und — man wird sich darüber vielleicht noch mehr wundern — nichts hindert uns anzunehmen, daß unsere Thiere, wenn sie sterben, in solche Welten versetzt werden, denn ich stelle mir vor, daß der Tod nichts anders sey als eine Verkleinerung oder Zusammenziehung des Thiers.

Von dem Stufengefolge der Geschöpfe.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 440.

Alles gehet in der Natur stufenweise und nichts durch einen Sprung. Diese Regel ist in Ansehung der Veränderungen ein Theil meines Gesetzes der Continuität. Aber die Schönheit der Natur, die deutliche Begriffe haben

„derung der Seele in ein neues Thier, sondern
„von der Metamorphose Verwandelung eines
„und desselben Thiers. Wann ich nun von dem
„Ursprung der Seele und den Veränderungen
„des Thiers geredet habe, so habe ich auch
„förmlich erkläret, daß ich gar nicht von dem
„Ursprung und dem Zustand der vernünftigen
„Seele verstanden seyn wollte und daß das Reich
„der Gnade besondre Gesetze habe, die ganz von
„denen verschieden sind, durch welche das Reich
„der Natur regieret wird.“ S. 424.

haben will, verlangt gewisse scheinbare Sprünge und in den gewöhnlichen Naturerscheinungen, so wie in der Musik, am Ende gleichsam eine gewisse Stimmung und Fall des Tones und hat ihr Vergnügen daran, wenn die Gattungen vermischt sind. Wenn es also gleich in einer andern Welt Mittelgeschöpfe zwischen dem Menschen und dem Thiere (im gewöhnlichen Sinne genommen) geben und ein Theil der vernünftigen Thiere uns sogar übertreffen kann, so hat doch die Natur für gut befunden, sie von uns zu entfernen, ohnstreitig damit wir den Vorzug erhalten könnten, den wir würklich auf unserer Erdkugel haben. Ich rede hier von Mittelgeschöpfen und ich mag mich hier nicht auf die einzelnen Menschen einlassen, die sich den unvernünftigen Thieren nähern, — weil dieß wahrscheinlicher Weise kein Fehler der Seelenkräfte selbst ist, sondern eine Vernachlässigung in der Uebung derselben. Ich glaube daher, daß der dummste Mensch (der nicht durch eine Krankheit oder durch einen anhaltenden Fehler, der die Stelle einer Krankheit vertritt, in einen widernatürlichen Zustand gekommen ist) ungleich vernünftiger und gelehriger ist, als das verständigste von allen Thieren, wenn man gleich bisweilen aus Scherz das Gegentheil sagt.

Von Misgeburten.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 28.

Man hat bisher noch kein vernünftiges Thier gefunden, das an äusserer Gestalt von der unsrigen sehr verschieden gewesen wäre — — Ich will zugeben, wenn iemand solche Gestalt hätte, wie ein gewisser Schriftsteller, ein Mönch aus der alten Zeit, **Hanskalb** genannt, der sich mit einem Kalbskopfe und der Feder in der Hand vor einem Buche zeichnen ließ, das er geschrieben hatte, wodurch einige, welches immer lächerlich genug war, auf die Gedancken kamen, daß er würklich einen Kalbskopf gehabt, wenn sich, sage ich, ein solcher Fall zutrüge, so würde man künftig behutsamer seyn und nicht gerade zu leugnen, daß es Mißgeburten gebe. Denn wahrscheinlicher Weise würde bey Theologen und Rechtsgelehrten immer die Vernunft das Uebergewicht geben, wenn die Anatomie auch zuweilen den Aerzten eine etwas abweichende Figur und gewisse Ungleichheiten entdecken läßt, die im Grunde betrachtet, der Würde des Menschen eben so wenig nachtheilig sind als der Fall, wie einige meiner Bekannten in Paris einen Menschen anatomiren sahen, bey welchem die Eingeweide verkehrt lagen. — Es versteht sich von selbst, daß die Verschie-

schiedenheit in der Bildung bey den vernünftigen Thieren nicht zu weit gehen, und daß man nicht in die Zeit zurückkommen muß, da die unvernünftigen Thiere noch sprachen. Denn in diesem Falle würden wir den eigenthümlichen Vorzug der Vernunft verlieren, und man würde künftig auf Geburt und äussere Gestalt aufmerksamer seyn, damit man die von dem Geschlechte Adams von den Abkömmlingen irgend eines Königs oder Patriarchen von einem afrikanischen Affenreiche unterscheiden könnte. **Locke** hat die richtige Bemerkung gemacht, daß — wenn Bileams Eselin auch ihr ganzes Leben hindurch eben so vernünftig geredet hätte, als das eine mahl mit ihrem Herrn (im Fall dieß kein prophetisches Gesicht gewesen ist) — sie doch immer Mühe gehabt haben würde, unter dem weiblichen Geschlecht Sitz und Stimme zu erhalten.

Ueber die Vermischung und Erzeugung der Thiere.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 276.

Man hat von der Vermischung der Thiere noch keine hinlängliche Kenntniß und man bringt oft die Misgeburten um, da man sie doch vielmehr aufziehen sollte, und sie über-

überdem nicht lange leben. Von den Mauleseln in Cappadocien sagt man, daß sie ihr Geschlecht fortpflanzen, und aus China schreibt man mir, daß es in der benachbarten Tatarey ein eigenes Geschlecht von Mauleseln gebe. Wir bemerken auch zuweilen, daß die aus der Vermischung entstandenen Pflanzen ihre neue Art ferner zu erhalten fähig und vermögend sind. In Ansehung der Thiere weis man noch immer nicht recht, ob das Männchen oder Weibchen, oder beide, oder keins von beiden, die Gattung am meisten bilde und bestimme — Vielleicht wird noch iemand kommen, der — wenn die Seele gleich nur von dem einen Geschlecht herrühren kann — behauptet, daß beide Geschlechter etwas organisches hergeben und daß aus beiden Körpern einer entsteht, so wie der Seidenwurm gleichsam ein doppeltes Thier ist, und in der Gestalt einer Raupe ein fliegendes Insekt in sich schließt — In solcher Dunkelheit schweben wir noch in Ansehung eines so wichtigen Artikels.

Die Aehnlichkeit der Pflanzen wird uns vielleicht einmal Aufschlüsse geben. Allein iezt wissen wir selbst von der Erzeugung der Pflanzen wenig. Die Vermuthung, daß der Blumenstaub, den man bemerkt hat, der männliche Saame der Pflanzen seyn sollte,

ist noch nicht recht aufgekläret. Ueberdem kann die Sprosse einer Pflanze oft eine ganz neue hervorbringen. Etwas diesem ähnliches trift man bey den Thieren noch nicht an. Man kann auch nicht sagen, daß der Fuß des Thiers ein Thier ist, so wie ieder Zweig eines Baums eine Pflanze zu seyn scheint, die besonders Früchte tragen kan. Ferner fallen oft die Vermischungen der Arten und sogar die Veränderungen in einer und derselben Art bey den Pflanzen sehr glücklich aus. Es kann vielleicht seyn, daß zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Orte der Welt die Geschlechter der Thiere der Veränderung mehr unterworfen sind, oder unterworfen waren oder noch seyn werden, als sie es itzt bey uns sind. Viele Thiere, die etwas ähnliches mit einer Katze haben z. B. der Löwe, das Tiegerthier, der Luchs, dürften vielleicht von einerley Raçe herstammen und sind gegenwärtig etwan nur neue Unterabtheilungen des alten Katzengeschlechts. Ich komme immer wieder darauf zurück, welches ich auch schon mehr als einmal angeführet habe, daß unsere Bestimmungen der physischen Arten nur vorläufig gemacht sind und sich auf unsere Kenntnisse gründen.

Von

Von dem Rang der Menschen unter den vernünftigen Wesen

Neue Versuche über den menschlichen Verstand S. 353.

Ich weis nicht, ob der Mensch — wie einige vorgeben — unter den verständigen Wesen den letzten Platz einnehme und ob nicht noch andere unter uns erniedrigt seyn sollten. Warum wollen wir uns ohne Noth selbst so weit herabsetzen? Wir haben vielleicht einen hohen Rang unter den vernünftigen Thieren. Denn es können auch höhere Geister Körper von anderer Art haben, daß ihnen daher der Name eines Thiers nicht beigelegt werden könnte. Man kann nicht sagen, ob unter der grossen Anzahl Sonnen die unsrige mehr oder weniger Vorzüge habe als die übrigen. Allein in ihrem System haben wir eine recht gute Stellung. Denn die Erde stehet gegen die Planeten in der Mitte. Ihr Abstand scheint für ein betrachtendes Thier, das sie bewohnen sollte, sehr wohl gewählt zu seyn. Wir haben überdem ungleich mehr Ursachen, unsern Zustand zu rühmen als uns darüber zu beklagen. Denn an den meisten Uebeln sind wir selbst Schuld. Besonders hätten wir sehr Unrecht, wenn wir uns über unsre eingeschränkten Kenntnisse beklagen wolten, weil wir nicht einmahl einen rechten Gebrauch von denen machen, die uns die gütige Natur darbietet.

Giebt es mehr physisch Böses als Gutes?

Theodicee Th II. S. 216. §. 251.

Bayle wirft die Frage auf, ob bey den vernünftigen Geschöpfen dieser Welt mehr physisch Böses als Gutes sey? Um dieß recht zu entscheiden, muß man erklären, worinn dieses Gute und Böse bestehe. Wir sind darinn einig, daß das physische Böse nichts anders als das Misvergnügen sey, hierunter verstehe ich Schmerz, Kummer und alles, was man Beschwerde nennen kan. Bestehet aber das physische Gute allein in dem Vergnügen? Bayle scheint der Meynung zu seyn. Allein ich glaube, daß es noch in einem Mittelzustande bestehe, wie z. B. die Gesundheit ist. Es ist schon eine ganz gute Lage, wenn man nichts Böses erfährt. Es ist ein Grad der Weisheit, wenn man nichts thörichtes an sich hat.

— — Sapientia prima est
Stultitia caruisse — — —

Eben so ist man schon sehr lobenswerth, wenn man nicht mit Recht getadelt werden kan.

Si non culpator, sat mihi laudis erit.

Und in dieser Rüksicht sind alle Empfindungen, die uns kein Misvergnügen verursachen, alle Uebungen unserer Kräfte, die uns nicht be-

beschwerlich sind und deren Hinderungen uns lästig seyn würden, physische Güter, wenn sie uns auch gar kein Vergnügen machen. Denn ihre Beraubung ist ein physisches Uebel. Wir empfinden das Gute der Gesundheit und andere ähnliche Güter nicht eher, als bis sie uns entzogen werden. Auf diese Art wolte ich mich unterstehen zu behaupten, daß das Gute selbst in diesem Leben das Böse übertreffe, daß unsere Bequemlichkeiten grösser sind als die Beschwerlichkeiten und daß Cartesius mit Recht gesagt: *) **die natürliche Vernunft lehre uns, daß wir in diesem Leben mehr Gutes als Böses geniessen.**

Dazu kommt noch, daß der zu häuffige und zu starke Genuß des Vergnügens ein grosses Uebel seyn würde. Es giebt Vergnügungen, die Hippokrates mit der fallenden Sucht verglichen hat und beym Scioppius ists ohne Zweifel Verstellung, wenn er die Sperlinge beneidet. Er wollte gern in einem gelehrten, aber fast zu scherzhaften, Werke auf eine angenehme Art scherzen. Die Speisen nach dem hohen Gout sind der Gesundheit schädlich und vermindern die Feinheit des Geschmacks. Ueberhaupt sind die körperlichen Vergnügungen eine gewisse Verschwendung der Lebensgeister, wenn sie gleich bey einigen besser als bey andern ersetzt werden.

*) Th. 1. Brief. IX.

Indessen führt man den La Mothe le Vayer *) zum Beweise an, daß das Böse das Gute übertreffe. Dieser wolte nicht wieder in die Welt zurück kommen, wenn er dieselbe Rolle wieder spielen sollte, die ihm die Vorsehung schon einmal übertragen hatte. Allein ich habe es schon einmal gesagt, mich dünkt, man würde den Vorschlag desienigen annehmen, der den Lebensfaden der Parcen wieder anknüpfen könnte, wenn man uns eine neue Rolle verspräche, ob sie gleich nicht besser seyn sollte als die erste. Aus dem, was La Mothe le Vayer gesagt hat, folgt gar nicht, daß er nicht noch einmal eine neue Rolle hätte spielen wollen, wie es Bayle selbst zu verstehen scheint.

Die Vergnügungen des Geistes sind die reinsten und nützlichsten, um die Freude dauerhaft zu machen. Cardan war noch in seinem hohen Alter mit seinem Zustande so zufrieden, daß er mit einem Eide bezeugte: er mögte ihn nicht mit dem Zustande des reichsten iungen Menschen vertauschen, der unwissend wäre. La Mothe le Vayer führt dieß selbst an, ohne es zu tadeln. Die Gelehrsamkeit scheint Reitze zu haben, welche denen unbegreiflich sind, die sie niemals empfunden haben. Ich verstehe nicht das blosse historische Wissen ohne die Erkenntnis der Gründe, son-

*) Im 134 Brief.

sondern eine solche Wissenschaft, wie Cardan besaß, der bey allen seinen Fehlern in der That ein grosser Mann war und dem ohne diesen Fehler keiner zu vergleichen gewesen wäre.

Felix qui potuit rerum cognoscere causas!
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus

Virg. Georg. II. v. 490

Es ist keine Kleinigkeit, wenn iemand mit Gott und der Welt zufrieden ist, wenn er sich weder für das fürchtet, was ihm bestimmt ist noch über das klagt, was ihm begegnet. Die Erkenntnis richtiger Grundsätze verschaft uns diesen Vortheil, der ganz von dem verschieden ist, welchen die Stoiker und Epikuräer aus ihrer Philosophie schöpften. Zwischen der wahren und ihrer Sittenlehre ist ein so grosser Unterschied als zwischen der Freude und Geduld ist. Denn ihre Gemüthsruhe gründete sich blos auf die Nothwendigkeit, unsre aber muß auf die Vollkommenheit und Schönheit der Dinge, auf unsre eigene Glückseeligkeit gegründet seyn.

Aber was sagen wir von den körperlichen Schmerzen? Können sie nicht bitter genug seyn, die Gemüthsruhe des Weisen zu unterbrechen. Aristoteles glaubt es, die Stoiker und Epikuräer aber sind andrer

Meynung. Cartesius hat die Meynung der letztern wieder in frischen Andenken gebracht. Er sagt in dem angeführten Briefe: Man könne selbst bey den traurigsten Vorfällen und den empfindlichsten Schmerzen zufrieden seyn, wenn man nur die Vernunft zu gebrauchen wisse. Bayle antwortet darauf Das heisse nichts gesagt; man weise uns eine Arzney nach, die fast Niemand zubereiten könne. Ich halte die Sache nicht für unmöglich und glaube, daß es die Menschen durch vieles Nachdenken und durch Uebung so weit bringen könnten. Denn es hat — ich will nicht einmal von den wahren Märtyrern und von denen reden, die einen ausserordlichen Beistand von oben gehabt haben — falsche Märtyrer gegeben, die iene nachgeahmt haben. Und der spanische Sclave, der den carthaginensischen Stadthalter ums Leben brachte, um seinen Herrn zu rächen, und der bey den grösten Martern eine grosse Freude darüber bezeugte, kann die Philosophen beschämen. Warum sollte man nicht so weit gehen können als er? Man kann von Vortheilhaften und nachtheiligen Dingen sagen:

Cuiuis potest accidere, quod cuiquam potest.

Allein noch heut zu Tage geben uns ganze Völkerschaften z. B. die Huronen, die Irokesen, die Galibis und andere amerikanische Völker hierüber einen starken Verweis.

Man

Man kann nicht ohne Erstaunen lesen, mit welchem unerschrockenen Muthe und mit welcher Unempfindlichkeit sie ihren Feinden trozen, die sie bey gelinden Feuer braten und stückweise verzehren. Wenn diese Leute die vortheilhafte Beschaffenheit ihres Körpers und Gemüths behalten und dabey noch unsere Erkenntnis haben könnten, so würden sie uns in allen Stücken übertreffen.

Extat vt in mediis turris aprica casis.

Sie würden gegen uns wie ein Riese gegen einen Zwerg, wie ein Berg gegen einen Hügel seyn.

Quantus Athos, aut quantus Eryx, aut ipse coruscis
Quum fremit ilicibus, quantus gaudetque nivali
Vertice se attollens pater Apenninus ad auras.
Virg. Aen. XII v.701.

Alles was bey diesen Wilden, die von einer ganz seltsamen Ehrsucht eingenommen sind, eine bewunderswürdige Stärke des Leibes und der Seele vermag, könnte bey uns durch die Erziehung, durch wohl eingerichtete Züchtigungen, durch eine auf guten Gründen beruhende herrschende Freude, durch eine gute Uebung, eine gewisse Gegenwart des Geistes mitten unter Zerstreuungen und solchen Eindrücken beizubehalten, die das Gemüth am leichtesten zu beunruhigen fähig sind, sehr

 wohl

wohl bewürkt werden. Man erzählt von den alten Meuchelmördern, die Unterthanen und Schüler des alten Montagne gewesen, etwas diesem ähnliches. Solche Schule, die aber einen bessern Zweck hätte, würde für die Missionairs gut seyn, die wieder nach Japan gehen wolten. Die Gymnosophisten der alten Indier hatten auch vielleicht etwas, das diesem nahe kam und der Calanus, der sich vor des grossen Alexanders Augen lebendig verbrennen ließ, war vermuthlich durch die grossen Beispiele seiner Lehrer dazu aufgemuntert und durch vieles Leiden so geübt worden, daß ihm kein Schmerz mehr furchtbar war. Die Weiber dieser Indier, die noch heut zu Tage mit den Leibern ihrer Männer verbrannt zu werden verlangen, scheinen noch etwas von dem Muth der alten Philosophen ihres Landes an sich zu haben. Ich vermuthe nicht, daß man sobald einen geistlichen Orden errichten werde, der dahin abzielte, die Menschen zu diesem Grade der Vollkommenheit zu erheben. Dergleichen Leute würden zu sehr über andere hervor ragen und selbst grossen Herren zu furchtbar werden. Es kommt freilich selten so weit, daß man eine so grosse Stärke des Geistes nöthig hat. Daher wird sich auch nicht leicht iemand entschliessen, sich diese Stärke mit Hintansetzung seiner gewöhnlichen Bequemlichkeiten zu ver-

schaf-

schaffen, wenn er gleich dabey mehr gewinnen als verlieren würde.

Indessen ist selbst dieß ein Beweis, daß das Gute das Böse schon übertrift, weil man diese gewaltsame Hülfsmittel nicht nöthig hat. Euripides hat es auch gesagt:

Mala nostra longe iudico vinci a bonis.

Homer und die meisten übrigen Dichter sind andrer Meynung und der Pöbel stimmt ihnen bey. Dies kommt daher, weil das Böse unsere Aufmerksamkeit mehr an sich zieht als das Gute. Allein eben diese Ursache bestätigt es, daß das Böse seltener ist. Man darf also den unwilligen Reden des Plinius keinen Glauben beimessen, der die Natur für eine Stiefmutter ausgiebt und dafür hält; der Mensch sey das elendeste und eitelste unter allen Geschöpfen. Diese zwey Beiwörter schicken sich nicht zusammen. Man ist noch nicht elend genug, wenn man von Selbstliebe eingenommen ist. Die Menschen verachten zwar die menschliche Natur mehr als zu sehr, vermuthlich weil sie keine andere Geschöpfe sehen, die ihre Nacheiferung erregen könnten. Allein sie machen mehr als zu viel aus sich selbst und sind mehr als zu leicht mit sich selbst besonders zufrieden — —

Bey der Vergleichung der Glückseeligkeiten und der Wiederwärtigkeiten des Lebens mögte Bayle gern die Betrachtung der Gesundheit ausschliessen. Er vergleicht sie mit den verdünnten Körpern, die gleich der Luft fast gar nicht empfunden werden. Den Schmerz vergleicht er aber mit den Körpern, die sehr dicht sind und in kleinem Umfange viel wiegen. Allein der Schmerz zeigt uns selbst die Wichtigkeit der Gesundheit, wenn wir derselben beraubt sind. Ich habe schon angemerkt, daß zu viel körperliches Vergnügen ein wahres Uebel seyn würde und es kann auch nicht anders seyn. Es ist zuviel daran gelegen, daß der Geist frey sey. Lactantius *) hatte gesagt: die Menschen wären so empfindlich, daß sie sich über das geringste Uebel beklagten, als ob alles Gute, das sie genössen, von demselben verschlungen würde. Bayle antwortet hierauf: Man könne schon daraus, daß sie dieß empfänden, schliessen, daß sie übel daran wären. Denn die Empfindung bestimme das Maas des Guten und Bösen. Aber diesem stelle ich entgegen: Die gegenwärtige Empfindung ist nichts weniger als das rechte Maas des vergangenen und zukünftigen Guten und Bösen. Ich ge-

be-

*) Diuin. Inst. lib. 3. cap. 18.

be zu, daß man zu der Zeit übel daran sey, wenn man diese verdrüsliche Gedanken hat. Allein dieß hindert nicht, daß man sich nicht vorher habe wohl befinden können und daß nach genauer Berechnung das Gute nicht das Böse übertreffen sollte.

Ich wundere mich gar nicht, daß sich die Heiden unzufrieden mit ihren Göttern über den Prometheus und Epimetheus deswegen beschweret haben, daß sie so ein schwächlich Thier geschmiedet als der Mensch ist und daß ihnen die Fabel vom alten Silen, dem Pflegevater des Bacchus, so wohl gefallen, der vom König Midas gefangen genommen wurde, und ihn anstatt des Lösegelds den vermeinten schönen Spruch lehrte: „Das erste „und gröste Gut wäre, nicht gebohren zu „werden und das zweyte sich geschwind wieder „von dem Leben loszumachen.„ *) Plato glaubte, die Seelen wären schon in einem glücklichern Zustande gewesen. Viele von den Alten, unter andern auch Cicero in seiner Consolatione (wie Lactantius meldet) haben dafür gehalten, sie wären ihrer Sünden wegen in die Körper wie in Gefängnisse eingeschlossen worden. Dadurch gaben sie einen Grund von unserm Elende an und bestätigten ihre Vorurtheile wider das menschliche Leben:

Es

*) Cic. Tuscul. lib. 1.

Es giebt kein schönes Gefängnis. Allein ausser dem, daß selbst nach der Meynung dieser Heiden die Uebel dieses Lebens von den Gütern des vergangenen und zukünftigen überwogen werden — unterstehe ich mich zu sagen, daß, wenn wir diese Dinge, ohne Vorurtheil untersuchen, wir finden werden, daß das menschliche Leben überhaupt genommen noch leidlich sey. Nehmen wir nun die Beweggründe der Religion noch dazu, so werden wir mit der von Gott gemachten Ordnung gewis zufrieden seyn. Damit wir von unsern Gütern und Uebeln besser urtheilen lernen, wird es gut seyn, daß wir den Cardanus von den Vortheilen, die wir aus den Widerwärtigkeiten ziehen können (de utilitate ex adversis) und den Novarii von den verborgenen Wohlthaten Gottes (de occultis Dei beneficiis) nachlesen.

Bayle handelt sehr weitläuftig von den Unglücksfällen der Grossen, die für die glücklichsten gehalten werden. Der ununterbrochene Genuß ihres herrlichen Zustandes macht sie gegen das Gute ganz unempfindlich, aber gegen das Böse desto empfindlicher. Hier wird iemand sagen: Schlimm genug für sie, wenn sie die Vortheile der Natur und des Glücks nicht zu gebrauchen wissen. Welches ist aber von diesen beiden Schuld daran? Doch giebt es auch Grosse, die klüger sind,

die die Vortheile, welchen ihnen Gott zuflieſſen laſſen, zu nutzen wiſſen, die ſich leicht in ihren Unglücksfällen finden und ſogar aus ihren eigenen Fehlern Vortheile ziehen. Bayle giebt darauf nicht Achtung und will lieber den Plinius anhören, der glaubt: daß Auguſtus als ein Prinz, dem das Glück vorzüglich günſtig geweſen, wenigſten eben ſo viel Böſes als Gutes erfahren habe. Ich gebe zu, daß ihm ſeine Familie viel Kummer gemacht und daß ihm vielleicht der Vorwurf, die Republik unterdrückt zu haben, ſehr peinigend geweſen ſey. Aber ich halte ihn auch für zu weiſe, als daß er ſich das erſte zu ſehr ſollte zu Herzen genommen haben und Mäcenas hat ihm wahrſcheinlicher Weiſe beygebracht; Rom habe einen Herrn nöthig gehabt. Wäre Auguſtus nicht in Anſehung dieſes Punctes beruhigt geweſen, ſo hätte Virgil nie von einem Verdammten geſagt:

Vendidit hic auro patriam, Dominumque potentem
Impoſuit, fixit leges pretio atque refixit.

Auguſtus würde geglaubt haben, daß auf ihn und den Cäſar in dieſen Verſen gezielt würde. Denn ſie reden von einem Herrn, der einem freien Staat war gegeben worden. Allein er ſcheint es wenig auf ſein Reich ge-

zogen zu haben. Er hielt es für eine Sache, die mit der Freyheit bestehen könnte und für ein nothwendiges Mittel wider die öffentlichen Uebel. Eben so wenig wenden die heutigen Fürsten das auf sich an, was im Telemach des Herrn von Cambray an den Königen getadelt wird. Tacitus, ein unpartheiischer Skribent, vertheidigt den Augustus im Anfange seiner Jahrbücher mit zwey Worten. Allein Augustus hat von seinem Glücke besser als irgend ein anderer urtheilen können, Er scheinet vergnügt gestorben zu seyn — aus einer Ursache, die beweißt, daß er mit seinem Leben zufrieden gewesen ist. Wie er sterben wolte, sagte er seinen Freunden einen griechischen Vers her, der so viel bedeutet als das Plaudite, das man am Schlusse einer gut aufgeführten Komödie zu sagen pflegte. Und wenn auch dem menschlichen Geschlechte mehr Böses als Gutes zu Theil geworden wäre, so ist es doch in Ansehung Gottes genug, daß ungleich mehr Gutes als Böses in der ganzen Welt vorhanden ist.

Misgeburten sind keine Stöhrungen der Ordnung

Theodicee Th. 2. S. 206. §. 241.

Es ist billig zu bedenken, daß es nicht allein besser gewesen wäre, diese Fehler und Mis-

Misgeburten zuzulassen als die allgemeinen Gesetze zu übertreten, wie P. Malebranche urtheilt, sondern daß auch diese Misgeburten selbst den Regeln und dem allgemeinen göttlichen Willen gemäß sind, ob wir diese allgemeine Uebereinstimmung gleich nicht zu entdecken vermögen. Eben so scheinen auch zuweilen in der Mathematik Unordnungen zu seyn, die aber zuletzt die schönste Ordnung zeigen, wenn man sie völlig eingesehen hat. Daher sind nach meinen Grundsätzen alle einzelne Begebenheiten ohne Ausnahme Folgen des allgemeinen Willens.

Man darf sich nicht wundern, daß ich diese Sachen durch Gleichnisse deutlich zu machen suche, die aus der reinen Mathematik hergenommen sind, in der alles in der schönsten Ordnung hergeht und wo man Mittel hat, dieselben durch genaues Nachsinnen, wodurch man gleichsam einen Blick in die göttlichen Ideen thun kann, zu erforschen. Man kann eine dem Scheine nach ganz unordentliche Reihe Zahlen setzen, da die Zahlen auf verschiedene Art steigen, ohne daß die geringste Ordnung unter ihnen zu seyn scheinet. Derienige indessen, der den Schlüssel dazu weis und den Ursprung und die Zusammensetzung dieser Reihe Zahlen versteht, kann eine Regel geben, die, wenn

sie wohl verstanden wird, zeigt, daß die Reihe ganz regelmässig ist und so gar schöne Eigenschaften hat. Man kann es in Linien noch deutlicher machen. Eine Linie kann hin und her, hinauf und herunter gehen, sie kann sich in gewissen Punkten umkehren, oder eingebogen, auch unterbrochen werden und andere Veränderungen bekommen, so daß man weder Geschick noch Gelenk darinn findet, besonders wenn man nur einen Theil der Linie betrachtet und doch gehet es an, daß man die Gleichung und Einrichtung davon angeben kann, darinn ein Meßkünstler die Ursache und die Uebereinstimmung aller dieser vermeinten Irregularitäten zu finden weis. Eben so muß man auch von den Irregularitäten der Misgeburten und andern vermeinten Fehlern in der Welt urtheilen.

In diesem Verstande kann man die schönen Worte des heiligen Bernhards *) gebrauchen: Ordinatissimum est, minus interdum ordinate fieri aliquid — Es gehört zur grösten Ordnung, daß eine kleine Unordnung mit unterlaufe. Ja man kann sagen, diese kleine Unordnung scheine nur im Ganzen eine Unordnung zu seyn, und sie scheint auch nicht einmal in Ansehung der Glücks-

*) *Epist. 276. ad Eugen. III.*

Glückseligkeit derer eine Unordnung zu seyn; die sich in den Weg der Ordnung zu finden wissen.

Wenn ich von Misgeburten rede, so verstehe ich noch viel andere scheinbare Fehler. Wir kennen fast nichts weiter als die Oberfläche unserer Erdkugel; wir kommen auch nicht viel über ein Paar hundert Klaftern tief in ihr Innerstes. Was wir in dieser Rinde finden, scheint die Würkung einer grossen Zerstörung zu seyn. Diese Kugel scheint einmal gebrannt zu haben und die Felsen, welche der Grund dieser Erdenschale sind, scheinen übrig gebliebenen Schlacken von einer grossen Zerschmelzung nicht unähnlich zu seyn. Man findet in ihrem Eingeweide Metalle und Mineralien, die denen sehr gleich sind, die aus unsern Ofen kommen und das ganze Meer könnte wohl eine Art eines olei per deliquium seyn, so wie z. B. das oleum Tartari in einem feuchten Orte gemacht wird. Denn da sich die Oberfläche der Erde nach einem grossen Brande wieder abgekühlt, ist die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben, auf die Erde zurück gefallen, hat die Oberfläche derselben überschwemmt, und das feste Salz, das in der Asche übrig geblieben, aufgelöst und in sich gezogen und endlich diese grosse Hölung in der obern Fläche unserer Erde

kugel angefüllt, den Ocean auszumachen, der voll Salzwasser ist.

Aber es läßt sich auch schliessen, daß nach dem Feuer die Erde und das Wasser nicht weniger Verwüstungen angerichtet haben. Vielleicht ist die durch die Abkühlung entstandene Rinde, die grosse Hölen unter sich hatte, durchgebrochen, so daß wir nun blos auf diesen Ruinen wohnen, wie unter andern Thomas Burnet, Kaplan des verstorbenen Königs von England, sehr wohl angemerkt hat. Und viele Fluthen und Ueberschwemmungen haben allerley Dinge auf dem Grunde zurückgelassen, von denen man noch Ueberbleibsel findet, die zeigen daß das Meer vorher an Orten gewesen, von denen es heut zu Tage weit entfernt ist. Allein diese Zerstörungen haben endlich aufgehört und die Erdkugel hat die Gestalt bekommen, die wir noch itzt sehen. Moses führt diese grosse Veränderungen mit wenig Worten an. Die Absonderung des Lichts und der Finsterniß zeigt die Zerschmelzung an, die durchs Feuer verursacht worden, und die Absonderung der feuchten Materie von der trockenen, die Würkung der Ueberschwemmungen. Allein wer siehet nicht ein, daß diese Unordnungen dazu gedient haben, die Sachn in den Stand zusetzen, darinn sie sich itzt befinden, daß wir ihnen unsere Reichthümer

und

und Bequemlichkeiten zu verdanken haben und daß dadurch der Erdkreis geschickt gemacht worden ist, daß er durch unsern Fleis gebauet werden kann. Diese Unordnungen sind in eine Ordnung verwandelt worden. Die wahren und scheinbaren Unordnungen, die wir von weiten sehen, sind die Flecken der Sonne und die Kometen. Allein wir wissen weder, was sie nutzen, noch was für eine Ordnung darinn ist. Ehedem sahe man die Planeten für irrende Sterne an, allein itzt zeigt sich ihre Bewegung sehr regelmässig. Vielleicht hat es mit den Kometen dieselbe Bewandtnis. Die Nachwelt wird es erfahren.

Man muß die Ungleichheit der Stände nicht unter die Unordnungen rechnen. Jaquelot frägt dieienigen, die gern alles gleich vollkommen haben wollen, mit Recht, warum die Felsen nicht mit Blättern und Blumen gezieret sind? warum die Ameisen nicht Pfaue sind?

Von der Kunst Versuche zu machen.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 422

Die Kunst, die Ursachen der Phänomene, oder der würcklichen Hypothesen zu entdecken ist der Kunst zu dechiffriren, gleich, in der oft eine sinnreiche Vermuthung den Weg sehr ver-

verkürzt. Der Lord Baco hat angefangen, über die Kunst Versuche zu machen, Regeln zu geben, und der Ritter Boyle besitzt viele Gaben, sie in Ausübung zu bringen. Allein wenn man damit nicht die Kunst verbindet, die Erfahrungen anzuwenden und daraus Folgerungen herzuleiten, so wird man auch mit königlichen Kosten nicht zu den Entdeckungen kommen, die ein Mann von grossem Verstande mit einem Blick machen konnte. Cartesius, er war es ganz sicher, hat in einem seiner Briefe eine ähnliche Bemerkung bey Gelegenheit der Methode des englischen Kanzlers gemacht: und Spinoza (ich scheue mich nicht, ihn anzuführen, wenn er gute Sachen sagt) macht in einem seiner Briefe an den verstorbenen Oldenburg, Secretair der königlichen Gesellschaft in England, eine ähnliche Bemerkung über ein Werck des Herrn Boyle, welcher sich, die Wahrheit zu sagen, ein wenig zu sehr verweilt, um aus einer Menge schöner Versuche keinen andern Schluß zu machen, als den welchen er zum Grundsatz annehmen könnte, nemlich daß alles in der Natur mechanisch zugehe; ein Grundsatz, den man durch die blosse Vernunft und nie durch Versuche zur Gewisheit erheben kann, so sehr man auch ihre Anzahl vermehren mag.

Versuch des Herrn Boyle.

T. 6. Th. 318. *observationes Leibnitzianae.*

Die meisten Versuche, welche Herr Boyle bekannt gemacht hat, sind ziemlich unwichtig, unbedeutend und nur zur Theorie der Ursachen brauchbar, ia er wendet sie nicht einmal zu diesem Zweck an. Denn er leitet nur sehr gemeine und guten Philosophen sehr bekannte Schlüsse daraus her, nemlich, daß man alles mechanisch erklären müsse. Man darf auch nicht hoffen mit dieser Art zu verfahren, dieienigen zu überzeugen, welche an der vorhergehenden Maxime zweifeln. Denn die Empirici werden immer diese Art zu schliessen tadeln, bis die Erfahrung ihnen einigen Nutzen davon gezeigt hat, das heißt, bis die wahre Analyse der Körper sehr bekannt ist, und man mit Hülfe des blossen Raisonements die zukünftigen Phänomene entdecken und vorher ankündigen kann. Es ist sehr verdrießlich, daß sich Herr Boyle seiner Erfahrungen nicht bedient hat, um wichtigere Wahrheiten fest zu setzen. Wenn Cartesius einen ähnlichen Schatz in seinen Händen gehabt hätte; so würde er uns schon längst ein Modell von einer demonstrativischen Chymie gegeben haben.

Von einem Holze, das der Flamme widersteht.

T. 6. Seite 319. *observationes Leibnitzianae.*

Man findet eine Gattung von Holtz, welches das Feuer nicht verzehrt und gar nicht anzündet. Ich weis, daß man damit einen Versuch in Gegenwart des Prinzen Conde, des Vaters des itzt lebenden machte. Die Structur seiner Theile läßt uns nicht daran zweifeln, daß es ein würckliches Holz ist; wenn man es aber ins Wasser wirft; so geht es zu Grunde. Es hat also wahrscheinlicherweise eine gewisse mineralische Materie in sich, welche es zugleich schwerer macht und der Würkung des Feuers entzieht.

Steine, welche Pflanzen und getrocknete Fische in sich schliessen. *)

T. 2. Th. 2. Seite 178.

Was wir in der Geschichte des Jahrs 1703. von diesen Steinen, die im Veronesischen gefunden sind, und die Pflanzen und getrocknete Fische in sich schliessen, erzählt ha-

*) Diese Bemerkungen sind aus der Geschichte der Akademie der Wissenschaften genommen, vom Jahr 1706.

haben, ist vom Herrn von Leibnitz bestätigt worden. Er sagt, daß man im Braunschweigischen in den Gegenden von Osterode, in der Grafschaft Mannsfeld, in den Gegenden von Eisleben, und an vielen andern Orten Deutschlandes, Adern von Schieferstein finde, worauf man sehr genaue und vollkommene Abbildungen von verschiedenen Gattungen von Fischen oder Pflanzen sehe, die sich in ihrer Länge und natürlichen Breite zeigten, aber von gar keiner Dicke wären. Die Spuren sind zuweilen auf solchen Stücken abgezeichnet, die mit Kupfer vermischt sind und sogar Silber enthalten. Einige dieser Pflanzen kennt man in diesem Lande nicht mehr, aber man findet sie in der Figur der indianischen Pflanzen wieder. Der Herr von Leibnitz glaubt, daß eine gewisse Erde Seen und Wiesen bedeckt und Fische und Pflanzen darinn begraben hat oder daß ein morastiges, mit Erde vermischtes, Wasser sie umgeben oder eingeschlossen habe. Diese Erde sey hernach zu Schiefer geworden und die Länge der Zeit oder eine andere Ursache habe die feine Materie des Fisches oder der Pflanze zerstört, beynahe so wie die Körper der Fliegen und Würmer, die man in dem Birnstein findet, verändert worden sind, die nichts körperliches mehr an sich haben, sondern nur noch die blossen Umrisse sind. Die Materie des Fisches

oder der Pflanze sey verzehrt worden und habe seine Form in den Schiefer abgedrückt zurückgelassen, nemlich durch die Hölung die zurück geblieben und diese Hölung sey hernach mit einer metallartigen Materie angefüllt worden, entweder habe ein unterirrdisches Feuer die Erde zu Schiefer gebrannt und das mit derselben vermischte Metall abgesondert, oder es sey ein metallartiger Dampf in den Schiefer gedrungen und habe sich in diese Hölungen festgesetzt. Der Herr von Leibnitz setzt hinzu, man könne diese Würkung durch eine ziemlich merkwürdige Operation nachahmen. Man nimmt eine Spinne oder ein andres schickliches Thier, schließt es in Thon ein und läßt eine Oefnung, die von aussen zu der Hölung führet. Man legt die Masse ins Feuer, um sie hart zu machen, die Materie des Thiers wird dadurch in Asche verwandelt, die man durch eine flüssige Materie heraus bringen kann. Man gießt hierauf in die Oefnung geschmolzen Silber und, sobald dieses kalt geworden ist, so findet man in der Masse die Figur des Thiers ziemlich gut in Silber abgedrückt.

Viele Schriftsteller haben dergleichen Abdrücke von Fischen oder Pflanzen in den Steinen, Spiele der Natur genannt; allein dieß ist eine blos poetische Idee, womit sich ein solcher Philosoph als Leibnitz ist,

nicht

nicht begnügt. Wenn die Natur spielte; so würde sie mit mehrerer Freyheit spielen, sie würde sich nicht daran binden, daß sie die kleinsten Züge der Originale so genau ausdrückte, und was noch merkwürdiger ist, so genau ihre Umrisse beybehielte. Wenn sich diese Accuratesse nicht findet, so können es Spiele seyn, das heißt, in gewisser Absicht zufällige Erzeugungen. Es ist wahr, daß eine Darstellung einer indianischen Pflanze in einem Steine Deutschlandes anfänglich dem System des Herrn von Leibnitz entgegen zu seyn scheint. Allein ob sich die darstellende Pflanze in Indien finde, ist schon ein grosses Vorurtheil und also in dem Falle an kein Spiel zu denken. Es ist leicht, sich verschiedene Zufälle vorzustellen, durch welche eine Pflanze aus Indien nach Deutschland gebracht ist, so gar in den Zeiten, wo diese Länder durch Hülfe der Schiffarth keinen Handel mit einander trieben; endlich ist es an vielen Merkmalen sichtbar, daß grosse physische Veränderungen auf der Oberfläche der Erde müssen vorgegangen seyn. Herr von Leibnitz glaubt, daß das Meer ehemals alles bedeckt habe, und daß sich in der Folge ein grosser Theil des Wassers einen Weg zu den hohlen Abgründen, welche inwendig in unserer Erdkugel sind, gebahnt habe. Daher kommt das Muschelwerk auf den Bergen. Allein diese gan=

ganze Materie verdiente eine genauere und weitläuftigere Untersuchung.

Von Elephanten Zähnen.

T. 6. Th. 1. S. 239. vierter Brief an Herrn Thomas Burnet.

Man hat zu Tonna, nahe bey Gotha im Thüringischen, einige Theile von einem Skelet gefunden, daß aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Elephanten ist. Einige Aerzte des Orts haben behaupten wollen, daß es ein Produkt der Erde, lusus naturae, sey.

Man hat mich um Rath gefragt; ich habe gesagt, ich zweifle gar nicht daran, daß es ex regno animali sey; und wenn es nicht von einem Elephanten ist; so ist es doch immer von einem gleichförmigen Thiere; es sey nun, daß sich Elephanten oder andre ähnliche Thiere ehemals in diesen Ländern aufgehalten haben, oder daß es Meerthiere, die sowohl im Wasser als auf dem Lande leben können, von der Natur eines Elephanten, gegeben habe, da ein guter Theil der Erdkugel noch unter Wasser gestanden. Denn die Gattungen können sich durch die Länge der Zeit so wie durch die Entfernung der Oerter von einander sehr verändern, ein Beweis davon ist die grosse Verschiedenheit zwischen den ameri-

ricanischen und unsern Thieren. Wir haben auch zu Wolffenbüttel Zähne gefunden, welche mit den Elephantenzähnen übereinkommen, anderer Beyspiele nicht zu gedenken. Dieß ist Wasser auf der Mühle des Herrn Burnet, des Verfassers der Theorie der Erde.

Von der Ungleichheit des Umlaufs der himmlischen Körper.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 110.

Die Perpendikuluhr hat die Ungleichheit der Tage von einem Mittage zum andern merklich und sichtbar gemacht: Solem dicere falsum audet. Man wußte dieß war schon, wie auch, daß diese Ungleichheit ihre Regeln hatte. Aber der jährliche Umlauf der himmlischen Körper welcher die Ungleichheit der Sonnentage ersetzt, könnte sich doch auch mit der Zeit ändern. Die Bewegung der Erde um ihre Axe, welche man gemeiniglich dem primo mobili zuschreibt, ist bis itzt unser bester Maaßstab, und die Uhren dienen dazu, ihn zu theilen. Indessen kann sich eben diese tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe in der Folge der Zeit verändern; und wenn eine Pyramide lange genug dauren könnte, oder wenn man immer wie-

wieder eine neue machte; so könnte man es gewahr werden, wenn man die Länge der Perpendikuluhr darauf bemerkte, die itzt eine bekannte Anzahl Schläge während dieser Unordnung thut; man würde die Veränderung auch einigermassen wahrnehmen, wenn man diese Bewegung um die Axe mit andern vergliche, z. B. mit der der Trabanten des Jupiters; denn es ist gar nicht zu vermuthen, daß, wenn in einer und der andern eine Veränderung vorgeht, sie sich immer gleich sey.

Erhaltung des Maasses der Längen.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 104.

Herr Greave, ein englischer Mathematiker hat sich der Egyptischen Pyramiden bedienen wollen, welche lang genug gedauert haben, und wahrscheinlicherweise noch einige Zeit dauern werden, um unser Maaß zu erhalten, indem er die Proportion, welche sie gegen eine gewisse auf eine von diesen Pyramiden bestimmte Länge haben, der Nachwelt anzeigte. Man hat zwar seit kurzen gefunden, daß die Perpendikuluhren zur Aufbehaltung der Abmessungen dienen, (mensuris rerum ad posteros transmittendis) So haben z. B. die Herren Huygens, Mouton und Buratini sie dadurch zeigen wollen, daß sie das Verhältnis unserer Längen gegen das einer

einer Perpendikuluhr bemerkten, die genau z. B. eine Secunde, das heißt, den 864000sten Theil einer Bewegung der Fixsterne um ihre Axe oder eines astronomischen Tages schlägt. Buratini hat eine eigene Abhandlung davon verfertigt, die ich in der Handschrift gesehen habe. Aber bey diesem Maaß der Perpendikuluhren ist doch noch die Unvollkommenheit, daß man sich auf gewisse Länder einschränken muß, denn wenn die Perpendikuluhren zu gleicher Zeit schlagen sollen, müssen sie nicht sehr weit von der Linie entfernt seyn. Man muß auch noch die Unveränderlichkeit des wahren Maasses, das heißt, der Dauer eines Tages, oder einer Bewegung der Erdkugel um ihre Axe, und also der Ursache der Schweere voraussetzen, anderer Umstände nicht zu gedenken.

Ueber die ausserordentlichen Erscheinungen in der Chymie.

Th. 5. S. 401. zweyter Brief an Tentzel.

Ich denke von den ausserordentlichen Erscheinungen in der Chymie eben so wie von den Wunderwerken in der Theologie; das heißt, man muß sie weder zu leicht glauben, noch zu geschwind verwerfen, wenn gleich, Dank sey es dem Himmel, die wahren

Wunderwerke in der Theologie gewisser sind als die in der Chymie und auch ganz andre Folgen nach sich ziehen. Wenn iemand die, bisher der ganzen Welt unbekannte, Kunst Gold und Silber zu machen erfände, so wäre diese Erfindung meiner Meynung nach ihrem Urheber mehr schädlich als nützlich und würde ihn sogar der Lebensgefahr aussetzen: wenigstens ist, wenn diese Kunst gemein würde, das Vorurtheil, welches das Publikum dagegen haben würde, nicht zu verhindern. Denn Gold und Silber würde unendlich viel von ihrem Werth verlieren und daraus würde der gänzliche Untergang oder doch der gänzliche Untergang des Handels entstehen.

Ueber die Kunst, Gold und Silber zu machen.

Th. 5. Seite. 199. Oedipus Chimicus.

Wenn die Kunst, Gold und Silber zu machen, vorhanden und so leicht wäre, als die Chymisten behaupten, so hätte man in der That mehr Gründe zur Unterdrückung derselben als man zur Unterdrückung der Kunst hätte, das Glas so zuzubereiten, daß man es schmieden könnte — eine Kunst, die unter des Tiberius Regierung soll erfunden worden seyn und worüber dieser Fürst seinen

se

so unzeitigen Unwillen zu sehr äusserte. Denn sobald das Geheimnis der Kunst kunntbar geworden wäre, eine Sache, die man eben nicht verhindern könnte, so würden die Menschen des nicht genug zu schätzenden Vortheils beraubt werden, den sie heut zu Tage von dem Gelde haben. Denn das in kleine Stücken getheilte Gold und Silber, das man so leicht und bequem bey sich führen und erkennen kann, vertritt in der ganzen Welt die Stelle solcher Wechselbriefe, die sich Niemand anzunehmen weigert. Eine geringe Quantität von diesen kostbaren Metallen hat einen grossen Werth. Gesetzt nun, daß man es in zu grossen Ueberfluß erhielte, so würde es bis zum Werth des Kupfers herabfallen und gewogen werden müssen. Man würde dieselbe Erscheinung erleben, die man vor nicht gar langer Zeit in Schweden sahe. Ein Bauer hatte in der Stadt allerley Victualien verkauft. Wie er zurückkehren wolte, fand er, daß sein Beutel für die eingenommene Summe zu klein war. Er sahe sich also genöthigt, sein Geld auf einen Karren nach Hause zu bringen.

Von der Kunst zu fliegen.

Th. 6. S. 298. Leibnitziana, ex otio hannoverano.
Th. 2. Abschn. 2. S. 13. Theoria motus concreti.

Man könnte einen artigen Roman verfertigen, wenn man die Welt so beschriebe,

wie sie seyn würde, wenns möglich wäre, daß die Menschen fliegen könnten. Denn sie würden in der Luft Treffen liefern und um sich gegen Ueberfälle zu sichern, würden sie oben über ihre Häuser und Städte Festungswerke anlegen ——Campanella behauptet, man könnte diese Kunst zu fliegen erfinden, wenn man den Seiltänzern mehr Kenntnisse und Grundsätze beibrächte.

Wenn ein Körper leichter ist als die ihn umgebende Luft, so wird er sich in dem Dunstkreise so weit in die Höhe schwingen, bis er in eine höhere, feinere und folglich leichtere Luft, als er selbst ist, gekommen seyn wird, wo er sich im Gleichgewicht erhalten kann. Dieß ist auch die Ursache, warum der Rauch in die Höhe steigt und die Wolken in der Luft hängen; wenn uns nun die Industrie der Menschen Körper verschaffen könnte, die leichter wären als die Luft, so wären wir nicht ohne Hofnung, die Kunst zu fliegen einmal zu entdecken. Dieß war des Lana, eines sehr scharfsinnigen Schriftstellers, Meynung, dem hierinn Vossius folgte.

Man nehme ein hohles Gefäß, das groß genug ist, damit die Luft, die es einschließt, schwerer seyn kann als das Gefäß selbst. Wenn die Luft nach der bekannten Methode aus demselben herausgepumpt ist, und das Gefäß, das von Glas seyn muß, auf hermetische

Art

Art zugestopft worden ist, so wird das Gefäß leichter seyn als ein gleicher Umkreiß von Luft. Nun steigt aber ein Körper, der leichter ist als ein Fluidum, das einen gleichen Raum einnimmt. Das Gefäß, von dem wir reden, wird also in die Höhe steigen.

Von einem neuen Plinius.

Th. 5. S. 24. Sechster Brief an Herr Remond.

Es wäre eine herrliche Sache, wenn iemand einen Anhang zum Plinius machte, der die neuern Entdeckungen enthielte. Wenn gleich R. P. Harduin ein Mann von grosser Gelehrsamkeit ist, so würde meiner Meynung nach doch ein geschickter Mediciner oder Mathematiker dazu erfodert, ein Mann wie der verstorbene Perraut oder Therenot wär. Vielleicht könnte Fontenelle, der mit solchen Materien bekannt genug geworden ist, seitdem er Sekretair der Akademie der Wissenschaften ist, einen neuen Plinins verfertigen.

Von Spielen.

Th. 5. S. 28. Achter Brief an Herrn Remond.

Die Menschen sind nie sinnreicher gewesen als in Erfindung der Spiele. Hier ist der Geist in seinem rechten Würkungskreise. Ich habe daher gewünscht, daß sich ein so geschickter Mann als Sie, mein Herr, sind, entschlösse, ihre Beschaffenheit genau zu unter-

suchen — — Ein gewisser Bischof von Tournay Namens **Balderich**, der im eilften Jahrhundert lebte, hat eine Chronick von Cambray hinterlassen, darinn er von einem Bischofsspiel redet, das von dem Bischof **Wichaldus** erfunden worden ist. Die Tugenden und Leidenschaften kommen in demselben vor, aber man hat Mühe es zu dechiffriren.

Nach den Spielen, die allein von Zahlen abhangen, kommen die Spiele, wobey die Lage mit in Betrachtung gezogen wird, als das Triktrak- Damen- und besonders das Schachspiel. Das Spiel le Solitaire hat mir ziemlich gefallen. *) Ich habe es auf eine umgekehrte Art angefangen, das heißt, an Statt nach der Regel des Spiels — daß man nemlich auf einen leeren Platz springt und den Kegel wegnimmt, über den man wegspringt — das aus den Kegeln zusammengesetzte Ganze auseinander zu nehmen, das weggenommene wieder zu ersetzen und das Loch, über das man springt, wieder auszufüllen, und durch dieß Mittel könnte man sich vornehmen, diese oder iene Figur die man in Gedanken hat, zusammenzusetzen, wenn sie zusammengesetzt werden

*) Es wird von einem allein gespielt. Es werden kleine gedrechselte Kegel dazu erfodert, die auf einem Bret in Löchern stehen

den kann, wie denn daran kein Zweifel ist, wenn sie auseinander genommen werden kann. Aber wozu soll dieß dienen, wird man sagen? Ich antworte, um die Erfindungskunst zu vervollkommnen. Denn man müßte eine Methode haben, alles herauszubringen, was durch die Vernunft erfunden werden kann.

Auf die Spiele, bey welchen es blos auf Zahlen und Lage ankommt, folgen die, wo die Bewegung das vornehmste ist, z. B. das Billard= und Ball=Spiel. Ein solch Spiel ist gleichsam ein Streit zwischen zwey Schiffen, die sich beeifern einander den Wind abzugewinnen, vorausgesetzt daß sie gleich gute Segel haben. Kurz es wäre zu wünschen, daß man eine genaue Beschreibung und Entwickelung aller Spiele nach mathematischer Lehrart hätte. Sie haben gesehen, mein Herr, was ich in den Miscellaneis Berolinensibus von dem Spiel der Chineser gesagt habe, da man nemlich spielet, ohne sich zu schlagen und da man einander einzuschliessen und auszuhungern sucht, um den Feind dadurch gleichsam zu zwingen, daß er sich ergiebt. Ich wollte wohl, daß man das ludum antiquum latrunculorum wieder einführte, das mit keinem neuern eine Aehnlichkeit hat. Die Hauptregel dieses Spiels war sehr vernünftig: wenn nemlich mein Stein von zweyen feindlichen auf einmal ge=

 tref=

troffen wird, so ist er verlohren: Cum vitreus gemino miles ab hoste perit. So wie die Strassenräuber ex insidiis über ihre Beute herfallen.

Des Herrn von Leibnitz Gedanken über das Proiekt der Errichtung einer Königlichen Akademie zu Berlin, darinn er alle seine Entwürfe und Vorschläge in Ansehung der Mittel diese Gesellschaft zu gründen, und in Aufnahme zu bringen, entwickelt.

Theil 5. S. 175.

Da mir der König die Ehre angethan, meinen Rath über die Errichtung einer Societät der Wissenschaften, zu verlangen, die Ihro Majestät zu stiften, sich vorgesetzt haben; so habe ich geglaubt, daß man mit dem Zwecke anfangen müsse, den man sich dabey vorsetzt, weil er die Mittel, ihn zu erreichen, bestimmen muß. Dieser Zweck soll die Beförderung der Glückseligkeit der Menschen seyn, die hauptsächlich in Weisheit und Tugend besteht und nach diesem in der Gesundheit und den Bequemlichkeiten des Lebens. Hieraus entspringt, wenn man alles dieß miteinander vereiniget, alles das Vergnügen, dessen man hier fähig ist, und davon

von ein nicht geringer Theil darinn besteht, daß man es unter andere verbreiten, und zum allgemeinen Wohl etwas beitragen kann. Alles dieß kann nun am besten durch die Vereinigung dazu geschickter Personen, unter dem Schutz eines hohen Vorstehers, der mit erhabenen Einsichten, und großmüthigen Absichten erfüllt ist, erreicht werden. Denn die Macht vieler Tausend Menschen ist gleichsam in der Person eines grossen Herrn vereinigt. Viele werden vielleicht sagen, daß in diesen mißlichen Zeiten nöthigere Dinge vorzunehmen gewesen wären; aber sie verstehen vielleicht nicht genug, daß ein grosser König, der so mächtig wie er ist, und der sehr wohl weiß, was für Männer er auswählen, und wie er sich seiner in Händen habenden Mittel bedienen soll, ganz verschiedene Angelegenheiten auf einmal in Ordnung bringen kann; und daß, wenn man die wichtigsten Sachen zurückläßt, man sich einer vergeblichen Reue, und Vorwürffen aussetzt die man sich einmal machen würde, wenn man die unwiederrufliche Zeit verlohren hätte, die das Schätzbarste im Leben ist. Denn der Monarch selbst wird durch die Mittel die er hat aus allen Dingen einen Nutzen zu ziehen derienige seyn, der die schönen Entdeckungen am meisten nutzen kann, die hauptsächlich darauf abzielen die Kunst, die Gesundheit zu erhalten, und

wiederherzustellen, zu einer grössern Vollkommenheit zu bringen. Die Menschen können in der That, wenn sie es sich angelegen seyn lassen, in zehen Jahren weiter kommen, als sie ohne dieß in einigen Jahrhunderten kommen würden, und dieß ist das Mittel, die Früchte unserer Arbeiten selbst zu geniessen, die ohne dieß der Nachwelt aufbehalten seyn würden.

Die vornemste Grundlage der menschlichen Glückseligkeit ist die gute Erziehung der Jugend, welche auch dem Studiren die rechte Richtung geben muß. Nichts ist überhaupt, und für das Glück der Menschen insbesondere wichtiger, als den Geist dadurch gut zu bilden, und den Körper gut zu gewöhnen, daß man beyde zur rechter Zeit in solchen Dingen übt, die sie vervollkommnen, damit sie die Zeit wohl anwenden, mit welcher die kurze Dauer unsers Lebens uns nur zu sehr verpflichtet sparsam umzugehen. Es ist eine Schande zu sehen, wie übel sie von der ersten Kindheit an angewendet wird, und wie viel Zeit man verschwendet, um gewisse unnütze Dinge zu lernen, oder das, was man wissen muß, und was man auf guten Wegen sehr schnell und leicht erlangen könnte, schlecht und durch Umwege zu lernen. Die Einrichtungen, die man in dieser Absicht machen könnte, würden zugleich dem gemeinen Wesen, und vorzüglich vor andern dem Chur-

für-

fürsten sehr nützlich seyn, eben so, als ob man sie blos für ihn erfunden hätte. Denn auf eine ähnliche Art sind die Werke, die man vor den Dauphin herausgab, allen nützlich gewesen, und würden sehr nützlich gewesen seyn, wenn dieienigen, welche diese Werke besorgten, mehr auf reelle Wissenschaften gedacht hätten, da sie sich hingegen fast blos auf die schöne Wissenschaften und die Classischen Schriftsteller einschränkten, die in den Schulen eingeführt waren. Es würde in der That viel wichtiger seyn, die Wissenschaften, und sowohl freie, als mechanische Künste in kurzen Abrissen darzustellen, und einen Schauplatz der Natur und der Kunst zu errichten. Diese Abrisse könnten in Figuren und kurzen Vorstellungen alles enthalten, was abgebildet werden kann, und was erlernt zu werden verdienet. Auf diese Art könnte oft eine ganze Wissenschaft auf einen oder zwey grosse Kupferstiche vorgestellt seyn, wie man davon schon Beyspiele hat. Eine Sammlung solcher auserlesenen Abbildungen, die aus vielen schon vorhandenen Kupferstichen genommen wären, und wo man das, was noch fehlte, ergänzte, würde einen allgemeinen Atlas ausmachen, der ein bewundernswürdiger Schatz wäre, die Wissenschaften zu bereichern, und angenehmer zu machen. Und der Schauplatz der Natur und der Kunst, welcher die Din-

ge selbst in ihrer natürlichen Gestalt, oder in einem Modell enthielte, würde eine noch grössere Wirkung hervorbringen. Dieß würde die Einbildungskraft bereichern, indem es derselben zu einer Menge schöner Ideen Anlaß gäbe. Aber um die Beurtheilungskraft zur Reife zu bringen, würden richtige und wesentliche Grundsätze der Wissenschaften nöthig seyn, welche die Mittel an die Hand gäben sie anzuwenden und sie zu einer höhern Vollkommenheit zu bringen. Da unser Gedächtniß nicht alles behalten und uns noch viel weniger an alles das genau erinnern kann, was wir behalten haben, so wäre nöthig, gewisse Behältnisse zu machen, welche den ganzen Vorrath der wichtigsten Kenntnisse der Menschen enthielten. Sie müßten in gute Ordnung gebracht, und mit Registern versehen werden, damit man alles geschwind finden, und wenns nöthig wäre, leicht nutzen könnte. Man müste nicht blos Auszüge aus guten Büchern machen, sondern auch die Kenntnisse solcher Männer darzu ziehen, die in jeder Profession gut unterrichtet sind, und in verschiedenen Ländern Erfahrungen gesammlet haben. Kurz man müßte solche Maaßregeln nehmen, dadurch die Entdeckungen, so geschwind und so leicht als es möglich wäre, zu mehrerer Vollkommenheit gebracht würden. Ich wünschte auch, daß man die Geschichte, die Alter=

serthümer, und die Sprachen nicht vernachlässigte, welche über den Ursprung der Nationen, und der menschlichen Kenntnisse, ein helles Licht verbreiten, und dazu dienen, daß das Andenken grosser Herren, und anderer Männer, die sich verdient gemacht haben, zu ihrem Ruhm erhalten wird. Ich will die Rechte und die Vortheile der Staaten und Familien nicht einmal erwähnen.

Da aber die Gesundheit nach der Tugend vor allen andern Dingen den Vorzug hat, so müste man die möglichste Sorgfalt darauf richten, die Wissenschaften zu bearbeiten, deren Gegenstand sie ist. Man müßte sie also auf richtigen Gründen, und ausgemachten Sätzen bauen, sie aber auch durch angestellte, und noch anzustellende gute Beobachtungen bereichern.

Man hat schon viel wichtige Beobachtungen, aber sie sind zerstreut. Man müste diese nach einer bestimmten Ordnung sammlen, und ein bequemes Register beifügen; ohne dieß könnte sich auch der geschickteste Arzt in dringenden Fällen nicht daran errinnern. Damit man aber in kurzer Zeit viele neue Beobachtungen sammle, müßte man in mehr als einem Lande, und besonders in diesem, die jährliche Geschichte der Medicin fortsetzen, welche ein geschickter italiänischer Arzt auf mein Bitten angefangen hat, und es in dieser Absicht den

ös=

öffentlich angesetzten Aerzten zur Pflicht machen, alle Jahre das wichtigste einzuschicken, was sie über die herrschenden Krankheiten oder sonst beobachtet haben. Man müßte überdem den Körper der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, und anderer natürlichen Dinge aus den dreien Reichen besser studiren, welche für die Menschen zu Arzneimitteln, zur Nahrung, oder zu Instrumenten brauchbar sind. Man müste sie also nicht allein durch die Anatomie, sondern auch durch die Chymie näher untersuchen. Bey dieser letztern Wissenschaft ist ein gutes Laboratorium nöthig, und besonders müste man dabey Vergrösserungsgläser haben, die uns in der sichtbaren Welt eine andere unsichtbare entdecken, in welcher aber die Ursachen der sichtbaren Dinge sehr oft verborgen sind. Man hat durch dieß Mittel schon viel schöne Entdeckungen gemacht und doch haben es nur wenige mit einigem Eifer betrieben und zwar ieder für sich, ohne mit andern zu gleichen Zwecken zu arbeiten. Allein wie viel Entdeckungen könnte man nicht noch machen, wenn sich viele mit gehörigen Eifer darauf legten und die Gegenstände unter sich vertheilten? Dadurch würden wir bald einen fürtreflichen Schatz bekommen, der alle unsere Kenntnisse von dem Innern der Natur umfaßte. Die Bergwerke, Gärten, Jagden und Naturaliencabinetter,

ter, die man entweder bey Königen oder auf dem Felde antrift, würden in den Stein- Pflanzen- und Thierreiche Materien zu Untersuchen hergeben, wenn den Aufsehern und Vorstehern der verschiedenen Gewerke, die einige Verbindung damit hätten, ihr Beistand zur Pflicht gemacht wird.

Eine solche Betriebsamkeit würde auch die beste Gelegenheit geben, die Angelegenheiten der öffentlichen sowohl als der Privatökonomie und die Mittel, wodurch sich die Menschen ihren Unterhalt verschaffen, nemlich den Ackerbau, die Bergwerke, die Arbeiten und Manufakturen der verschiedenen Künstler und Handwerksleute, den Handel und die schönen Künste in bessern Stand zu setzen. Denn man könnte mancherley Arten des Feldbaues und neue Fabriken einführen, diejenigen vervollkommnen, die man schon im Lande hat; Akademien der schönen Künste und Wissenschaften errichten, die unter der Akademie der Wissenschaften stünden, von den fürtreflichen Antiken, die man in Rom und an andern Orten findet, so wie man schon in Frankreich gethan hat, Modelle machen; und auf diese Art iunge Leute aufmuntern, die sich beeifern Meister in ihrer Kunst zu werden.

Und da im Soldatenstande, (der die Sicherheit des Staats erhält) nach der Disciplin, den Kriegsübungen und der Munition,

nition, alles von den reellen Wissenschaften das heißt von mathematischen, mechanischen und physikalischen Grundsätzen abhängt, worauf alle Gewisheit bey der Structur der Waffen, Stellung der Armee bey Befestigungen und der Artillerie beruhet; so ist aus dem, was man iezt schon bewürcken könnte, leicht abzunehmen, daß die Bearbeitung dieser Wissenschaften auch die Mittel sehr verbessern würde, die man nöthig hat, wenn man sich vertheidigen, sich decken und den Feind zurück schlagen will. Ich will nicht einmal der Wagen gedencken, die doch nöthig sind schwere Lasten fortzubringen. Diese können noch viele erhebliche Verbesserungen leiden, wodurch die im Kriege erforderliche Bedürfnisse auf eine leichtere Art von einem Ort zum andern gebracht werden können, welches der schlechte Weg, und die schlechte Witterung oft unmöglich macht. Es wird auch der Mühe werth seyn, eine Schule zur Bildung iunger Officiers zu errichten, und eine öffentliche Anstalt für Wundärzte einzurichten, worinn die Lehrlinge in der Anatomie wohl unterwiesen, und zu chirugischen Operationen gut angeführt würden.

Man muß sich ferner nicht blos für Krankheiten, und für die Absichten der Feinde, sondern auch für andere ohngefähre Zufälle in Acht nehmen; z. B. für solche die

durch

durch Feuer und Wasser entstehen können. Daher würde die Einführung der Schlauchspritzen im ganzen Lande, selbst in kleinen Städten, nützlich seyn; weil alsdenn nur wenige dürften angeschaft, und also die Unkosten würden vermindert werden. Was das Wasser betrift, so könnte man es oft ableiten, und das Ufer dadurch sicherer, und die Ueberschwemmungen seltener machen. Ich will nichts von andern Einrichtungen der Policey sagen, als von der Aufsicht über die Gebäude, von der Bestimmung des Maasses und des Gewichtes, um dem Betrug vorzubeugen, und von Addreßhäusern.

Einer der wichtigsten Punkte würde auch die Ausbreitung der Religion durch die Wissenschaften seyn, wenn man auch bey den entferntesten Völkern Aufklärung und Sittenverbesserung einführte. Man hat bemerket, daß die Mathematik, und Arzneikunst den Missionairs am meisten Eingang verschaft haben. Und da der Zar geneigt ist, dergleichen Absichten in seinem Reiche zu begünstigen, so würde das gute Vernehmen, in welchem er mit Ihro Maiestät stehet, denienigen die man nach Indien und China schikken wolte, die Mittel an die Hand geben, mit leichter Mühe in diesem Reiche festen Fuß zubekommen, die Kosten durch den Handel wieder zu gewinnen, und uns die Produkte,

und

und Kenntnisse dieser Länder und Völker, durch Vertauschung gegen die unsrigen zuzuführen. Ich übergehe tausend andere Dinge, und lasse mich nicht in die nähere Auseinandersetzung desienigen, was ich berühre, ein, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Um so nützliche, und grosmüthige Absichten auszuführen, müste die Societät der Wissenschaften, — welche den Zweck anderer Akademien, oder Societäten, die von Ausländern errichtet sind, in einem Körper vereinigen würde — aus angesehenen, und verdienstvollen Männern bestehen, die von einem wahren Eifer belebt, und geneigt wären, überall Glückseligkeit zu verbreiten. Sie müste mit Ausländern einen Briefwechsel aufrichten, und gewisse Personen Untersuchungen anzustellen, in andere Länder schicken, damit sie Kenntnisse von Wichtigkeit zurückbringen könnten. Sie müsten ihre Jahrbücher, nach dem Muster der Franzosen, Engländer und anderer bekannt machen, und sich sogar bestreben die Fehler derselben zu verbessern. Sie müste astronomische Beobachtungen anstellen, und die Abweichung der Magnetnadel genau bemerken — Dinge welche für die Erdbeschreibung, und Schiffarth sehr wichtig sind. Aber sie müste vor allen Dingen die Beobachtung in der Arzneykunst mit Eifer anstellen, und das Resultat davon, bekannt machen; weil

dieß

dieß eines der wichtigsten, und unschuldigsten Dinge ist.

Allein alle diese fürtrefliche Absichten würden ohne einen hinlänglichen Fond Luftschlösser seyn. Ihro Maiestät haben schon zum Theil dafür gesorgt. Indessen wird es vielleicht gut seyn, noch einige Vorschläge beyzufügen, die für das gemeine Wesen nützlich, und Mittel seyn könnten, die Einkünfte zu vermehren. Man hat angefangen die Kalender ordentlich einzurichten. Eine sehr leichte Sache würde es noch seyn, die Societät durch ein Privilegium zu autorisiren, gute Bücher in den Schulen einzuführen, die sie könnte wieder auflegen, oder neue drucken zu lassen. Dieß würde dazu dienen, daß die Irrthümer und unnützen Dinge daraus verbannet, und die gründlichsten und nützlichsten Lehren auf eine geschwinde und angenehme Art allgemein gemacht würden. Man könnte noch einen billigen Nutzen aus dem Handel und Verfertigung des Papiers ziehen — eine Sache, die mit den Wissenschaften eine genaue Verbindung hat.

Das Addreßhaus, die Berichtigung des Maasses und Gewichtes, die Einführung der Feuerspritzen mit langen Schläuchen, und andere gute Anordnungen gegen Feuersbrünste könnten auch einen kleinen Beytrag verschaffen. Aber der Gewinn von den Feldern, wenn man

das Wasser davon ableitete, und andere ökonomische Verbesserungen dieser Art, würden die gewissesten Stützen einer dauerhaften Unternehmung seyn. Da viele fromme Stiftungen im Lande sind, die zur Beförderung der Gelehrsamkeit bestimmt sind, so könnte man sie mit dem rühmlichen Zweck vereinigen, den sich der König vorsetzt. Allein da man gleich im Anfange gewisse und sichere Einkünfte haben müste, so könnte man auf eine vernünftige Art eine allgemeine Auflage machen, die eben keinem zur Last fiele.

Von Neutons Philosophie.

T. 3. S. 446. Brief an den Herrn Conti.

Die Philosophie des Neuton kommt mir etwas seltsam vor und ich glaube nicht, daß sie wird eingeführt werden können. Wenn ein ieder Körper schwer ist; so muß, was auch immer ihre Vertheidiger davon sagen und welche Bewegungen sie auch machen mögen, die Schwere eine verborgene Kraft oder die Würkung eines Wunders seyn. Ich habe ehemals dem Herrn Bayle gezeigt, daß alles das, was nicht durch die Natur der Geschöpfe erklärt werden kann, ein Wunder seyn müsse. Es ist nicht hinreichend zu sagen: Gott hat ein solches Gesetz der Natur gegeben, die Sache ist also natürlich. Das Gesetz muß durch die

Natur-

Naturen der Geschöpfe ausgeführt werden können. Wenn Gott, zum Beyspiel, einem freyen Körper dieß Gesetz gäbe, sich um einen gewissen Mittelpunkt zu drehen, so müßte er entweder noch andre Körper dazu fügen, welche ihn durch ihre Stellung nöthigten, immer in seinem runden Kreise zu bleiben, oder er müßte einen Engel schicken, oder er müßte endlich selbst auf eine ausserordentliche Art dabey würken; denn natürlicherweise entfernt er sich von seiner graden Linie. Gott würkt beständig auf die Geschöpfe durch die Erhaltung ihrer Naturen; und diese Erhaltung ist eine beständige Hervorbringung desienigen was in ihm Vollkommenheit ist. Er ist intelligentia Supramundana; weil er nicht die Seele der Welt ist, und kein Sensorium nöthig hat.

Ich finde den leeren Raum weder durch die Gründe des Herrn Neuton, noch seiner Anhänger bewiesen, und eben so wenig auch die vermeinte allgemeine Schwere oder die Atomen. Man kann dem Satz vom leeren Raum und den Atomen nur beypflichten, wenn man sehr eingeschränkte Begriffe hat. Herr Clarke bestreitet die Meynung der Cartesianer, welche glauben, daß Gott keinen Theil der Materie zerstören können, um einen leeren Raum draus zu machen. Aber mich wundert, daß er nicht einsieht, daß sich, wenn

der Raum eine von Gott verschiedene Substanz ist, eben die Schwierigkeit dabey findet. Denn zu sagen, Gott sey der Raum, hiesse nichts anders als ihm Theile zuschreiben, der Raum ist etwas, aber wie die Zeit: Beyde sind eine allgemeine Ordnung der Dinge, der Raum ist die Ordnung der zugleich existirenden Dinge und die Zeit ist die Ordnung der nach einander folgenden Dinge. Dieß sind wahre aber idealische Dinge, wie die Zahlen.

Die Materie selbst ist keine Substanz, sondern blos ein Substantiatum, ein wohlgegründetes Phänomen, das nie trügt, wenn man dabey nach den Gründen der idealischen Gesetze der Arithmetik, Geometrie, Dynamik u. s. w. verfährt. Alles, was ich hier folgere, scheint bewiesen. Bey Gelegenheit der Dynamik, oder der Lehre von den Kräften, wundre ich mich daß Herr Neuton und seine Anhänger glauben: Gott habe seine Maschine so übel gemacht, daß das Uhrwerk, wenn er seine Hand nicht auf eine ausserordentliche Weise daran lege, bald stillstehen werde. Das heist sehr geringe Begriffe von der Weisheit und Macht Gottes haben. Ich nenne **ausserordentlich** iede Würkung Gottes, welche mehr als die Erhaltung der Naturen der Geschöpfe erfodert. Ich unterlasse nicht, ob ich gleich die Metaphysik dieser Herren a narratio-

ne

ne*) und ihre Mathematik für arrivable **) halte, die physich mathematischen Meditationen des Herrn Neuton ungemein zu schätzen; und Sie, mein Herr, werden das Publikum sehr verbinden, wenn sie diesen geschickten Mann dahin bringen, daß er uns seine Koniekturen in der Physik mittheilt. Ich billige seine Methode sehr, aus den Phänomenen dasienige zu ziehen, was man daraus ziehen kann, ohne etwas voraus zu setzen, wenn es auch oftmals nichts anders ist als Consequenzen machen, die blos Vermuthungen sind. Wenn indessen die Data nicht hinreichen; so ist es erlaubt (wie man oft beym dechiffriren thut) sich Hypothesen vorzustellen, und wenn diese glücklich sind; so hält man sich vorläufig daran, bis uns neue Versuche nova data geben, und das was Baco experimenta crucis nennt, damit man unter den Hypothesen eine Auswahl treffen kann. Da ich höre, daß gewisse Engländer meine Philosophie in ihren transactions, übel vorgestellt haben; so zweifle ich nicht, daß ich durch das, was ich Ihnen hier melde, werde können gerechtfertigt werden. Ich bin sehr für die Experimentalphysik, allein Neuton entfernt sich zu sehr davon, wenn er vorgiebt, daß eine iede Materie schwer sey, wel-

 ches

*) Das heißt: eingeschränkt

**) Das heißt: gemein oder seicht, die man leicht übersehen kann.

ches die Erfahrungen gar nicht beweisen, wie Herr Huygens schon sehr gut angemerkt hat. Die schwermachende Materie kann nicht selbst die Schwere haben, wovon sie die Ursache ist, und Herr Neuton führt keine Erfahrung noch hinlänglichen Grund für leeren Raum und die Atomen, oder für die gegenseitige allgemeine Attraction an: und weil man noch nicht vollkommen und bestimmt weiß, wie die Schwere, die magnetische oder elastische Kraft u. s. w. hervorgebracht wird; so hat man nicht Ursache, verborgene Kräfte oder Wunder daraus zu machen. Aber noch weniger Ursache hat man, der Weisheit und Macht Gottes Schranken zu setzen, und ihm ein Sensorium und ähnliche Dinge zuzueignen. Uebrigens wundre ich mich, daß die Anhänger des Herrn Neuton kein Merkmal geben, daß ihnen ihr Lehrer eine gute Methode gegeben habe. Ich bin mit meinen Schülern viel glücklicher gewesen.

Von der

Geschichte und Politik.

Ueber die historische Kenntniß.

Th. 6. Abschn. 1. S. 237. Vierter Brief an Herrn Thomas Burnet.

Ich mache einen grossen Unterschied zwischen den soliden Kenntnissen, welche die Schätze des

des menschlichen Geschlechts vermehren, und zwischen der historischen Kenntniß, welche man gemeiniglich Gelehrsamkeit nennt. Ich tadle diese Gelehrsamkeit nicht; vielmehr erkenne ich die Wichtigkeit und den Nutzen derselben: aber ich wünschte doch, daß man sich mehr an das Solide hielte; denn es giebt überall zu wenige, welche sich mit dem, was doch am wichtigsten ist, beschäftigen. Nichts ist so schön, so genugthuend, als eine wahre und richtige Kenntniß von dem Welt-System zu haben, nicht allein in Ansehung der Körper, sondern auch in Ansehung der Substanzen überhaupt, der Natur Gottes, unsrer Seele und der Seelen überhaupt. Ich glaube dazu etwas durch einige Entdeckungen beygetragen zu haben, wenn sich aber viele Männer ganz damit beschäftigten, so würde man nicht nur in Rücksicht auf die Bequemlichkeiten des Lebens und Gesundheit, sondern auch in Rücksicht auf Weisheit, Tugend und Glückseligkeit, sehr weit kommen, da man sich iezt hingegen mit Kleinigkeiten, die uns blos vergnügen, beschäftigt, die uns aber gar nicht vervollkommnen. Ich rechne hier zur Vollkommenheit alles, was uns noch nach diesem Leben übrig bleibt; und die blos historische Kenntniß, ist fast weiter nichts als etwan eine Kenntniß der Strassen in Londen

 seyn

seyn würde, die so lange ganz gut ist, als man darinn wohnt.

Von der Methode, eine Geschichte zu schreiben, und von den Magdeburgischen Centurien.

Th. 4 Abschn. 2. S. 1. Introductio in collectionem Scriptorum.

Die Gelehrten, welche sich, nach Wiederherstellung der Wissenschaften, auf die Geschichte legten, begleiteten ihre Erzählung nach dem Beyspiel der Alten mit keinen beweisenden Urkunden, gleichsam als wenn man verbunden wäre, einem Geschichtschreiber auf sein blosses Zeugniß zu glauben. Diese Art zu schreiben könnte bey Geschichtschreibern, die in dem Zeitraum lebten, den sie beschreiben, unter gewissen Einschränkungen erlaubt seyn, hauptsächlich wenn sie ihre besondere Lage in den Stand setzte, alles vollkommen zu wissen was, sie auf die Nachwelt fortpflanzen wolten. Weil aber diese Verfasser in Zeiten und an Orten geschrieben haben, die von den Begebenheiten weit entfernt waren; so verursachte ihre Leichtgläubigkeit und ihre Zuversicht, mit der sie uns dieselben als wahr vorstellten, ohne sie vorher gehörig berichtigt zu haben, daß die falschen Gerüchte, die Par-

theylichkeit, die Unzuverläßigkeit der Zeugnisse sie unverzeihliche Irrthümer begehen liessen, Irrthümer die man nach und nach bemerkt hat, so bald die alten Schriftsteller durch Hülfe der Buchdruckerkunst, in Jedermanns Händen zu seyn anfiengen. Es ist unrecht, wenn man uns das Beyspiel der Alten, welche in ihrer Art zu schreiben weniger Zwang unterworfen waren, entgegensetzen will: denn wenn wir heutiges Tages von einem Geschichtschreiber fodern, daß er Beweise anführen soll, so sind wir darinn weit klüger als die Alten. — Man hat auch den Plan, nach welchem die Magdeburgischen Centurienschreiber ihre Kirchengeschichte ausgearbeitet haben, zu sehr mit Lobeserhebungen überhäuft — eine Geschichte, wobey das Interesse der Religion selbst fodert, daß man die strengste Genauigkeit beobachte. Sie hatten zwar das berühmte Beyspiel des Eusebius von Caesarea vor Augen, welcher uns viele schöne Fragmente von einigen Autoren aufbehalten hat, Matthias Flaccus Illiricus (dem iener grosse Mann hierinn ein Vorgänger war) hatte eine beträchtliche Anzahl Manuscripte aus den Bibliotheken der Klöster gerettet, welche zerstreut und nicht geachtet worden waren, gleich den Trümmern bey einem Schifbruch. Dieser Gelehrte verband sich mit vielen verdienstvollen Männern, welche

von der Beyhülfe, die man ihnen von verschiedenen Orten zuschickte, lebten, und zu Magdeburg in Sicherheit und Freyheit zu schreiben hoften, ob sie sich gleich oft genöthigt sahen, ihren Wohnort zu ändern. Dieß ist die Entstehungsart der berühmten Centurien, welche der Kirche sehr nützlich gewesen sind. Rom wollte ihnen eine getreuere Geschichte entgegen stellen, welche auch durch Denkmale bestätigt werden sollte. Sie bestellte hierzu den Onupher von Verona, einen Augustiner-Mönch. Dieser legte die erste Hand ans Werk, dessen Vollendung dem Baronius aufbehalten wurde.

Vom Nutzen der Geschichte.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 494

Die Kritiker sehen bey der Geschichte sehr auf Zeugen, die Zeitgenossen der Epoche waren, die sie beschreiben; doch verdient ein Zeitgenosse hauptsächlich nur bey öffentlichen Begebenheiten Glauben. Allein wenn er von Beweggründen, von Geheimnissen, von unbekannten Triebfedern, von noch nicht ausgemachten Sachen, als zum Beyspiel, von Vergiftungen, von Meuchelmord redet, so lernt man doch wenigstens das, was viele geglaubt haben. Procopius ist sehr glaubwürdig, wenn er von dem Kriege des Beli-

far wider die Vandalen und Gothen redet; aber wenn er in seinen Anekdoten abscheuliche Lügen von der Kayserinn Theodora erzählt; so glaube ihm, wer da will. Ueberhaupt muß man sehr vorsichtig seyn, und nicht Satyren glauben: wir haben dergleichen in unsern Zeiten wider alle Erwartungen bekannt gemacht gesehen. Und man wird vielleicht einmal sagen: war es möglich, daß man in den Zeiten solche Dinge bekannt zu machen wagte, wenn gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden war? Aber wenn man es einmal sagen sollte; so urtheilt man sehr unrecht. Die Welt ist geneigt, Satyren zu machen; nur ein Beyspiel: Als der verstorbene Maurier, der Sohn, vor einigen Jahren in seinen gedruckten Memoiren, ich weiß nicht durch welchen Zufall, gewisse ganz ungegründete Dinge gegen den unvergleichlichen Hugo Grotius, Schwedischen Ambassadeur in Frankreich, bekannt gemacht hatte, der offenbar, ich weis nicht wodurch, wider diesen berühmten Freund seines Vaters aufgebracht war; so habe ich gesehen, daß eine Menge Schriftsteller diese Dinge aus Neid wiederholt hat, obgleich die Unterhandlungen und Briefe dieses grossen Mannes ganz das Gegentheil bewiesen. Man wagt es sogar Romane in der Geschichte zu schreiben; und derienige, welcher das Leben Cromwells beschrieben hat, muß ge-

glaubt

glaubt haben, um seine Materie angenehmer zu machen, daß es ihm erlaubt sey, wenn er noch von dem Privat-Leben dieses berühmten Usurpateurs redet, ihn nach Frankreich reisen zu lassen, wo er ihm in die Wirthshäuser von Paris folgt, als wenn er sein Aufseher gewesen wäre. Indessen erhellet aus der Geschichte Cromwells, — welche Carrington — ein Mann, der vollkommen von allem unterrichtet war — verfertiget und seinem Sohn Richard dedicirt hat, wie er noch sein Protector war, — daß Cromwell niemals aus England gekommen ist.

Eine nähere Detaillirung der Umstände ist überhaupt unsicher. Man hat beynahe gar keine gute Nachrichten von Schlachten; die meisten, die Livius erzählt, scheinen so wohl Früchte der Einbildungskraft zu seyn, als die des Curtius. Man müßte von beyden Seiten die Erzählungen genauer und dazu fähiger Männer haben, welche selbst den Plan machten. — Indessen müßte man doch nicht gleich einen guten Geschichtschreiber an das Wort eines Fürsten oder Ministers um seinen guten Namen bringen, der sich bey einer Gelegenheit, oder bey einem Gegenstand, der ihm nicht zu Danke ist, wider ihn auflehnt, und wo er vielleicht würklich einen Fehler begangen hat. Man erzählt, daß

Karl

Karl V. wie er sich etwas aus dem Sleidan wolte vorlesen lassen, gesagt habe: Bringt mir meinen Lügner her; und daß Carlewitz, ein sächsischer Edelmann, der damals sehr angesehen war, gesagt: das die Geschichte Sleidans die gute Meynung, welche er von den alten Historien gehabt, ganz von ihm verdrängt habe. Dieß, sage ich, wird bey wohl unterrichteten Männern nicht die Kraft haben, daß sie das Ansehen der Geschichte Sleidans verkleinern sollten, davon doch der grösseste Theil eine Sammlung der öffentlichen Acten der Reichsstände, Versamlungen und solcher Schriften ist, die von Fürsten authorisirt sind. Wenn man nur einen einzigen Schriftsteller des Alterthums zum Gewährsmann eines Factums hat, so geben alle dieienigen, welche ihn copirt haben, der Sache nicht mehr Gewicht und ihre Bemühung muß für nichts gerechnet werden. Und wenn heutiges Tages noch hundert kleine Schriftsteller z. B. die Lügen des Bolsec wiederholten; so würde ein Mann von Urtheilskraft nicht mehr daraus machen als aus dem Lärm eines Dummkopfs. Juristen haben de fide historica (von der historischen Treue) geschrieben; aber die Materie erfoderte eine genauere Untersuchung, und einige von diesen Herren sind zu gelinde verfahren.

Was

Was das hohe Alterthum betrift; so sind einige von den weltkundigsten Begebenheiten zweifelhaft. Gelehrte Männer haben mit Recht gezweifelt: ob Romulus der erste Erbauer der Stadt Rom gewesen sey. Man disputirt über den Tod des Cyrus; und der Widerspruch zwischen dem Herodot und Ctesias hat Zweifel in der Geschichte der Assyrier, Babylonier und Perser erregt. Die Geschichte des Nebucadnezar, der Judith, des Ahasverus, der Esther sind grossen Schwierigkeiten unterworfen. Wenn die Römer von dem Toulousischen Golde reden; so widersprechen sie dem, was sie von der Niederlage der Gallier durch den Camillus erzählen. Ueberhaupt ist die besondere und geheime Geschichte der Völker unzuverlässig, wenn sie nicht aus sehr alten Originalen geschöpft und nicht mit der öffentlichen Geschichte genug übereinstimmend ist. Daher hält man mit Grunde dasienige, was man von den alten Deutschen, Gallischen, Brittischen, Schottländischen, Polnischen und andern Königen erzählt, mit Recht für Fabeln, die blos zum Vergnügen dienen. Trebeta, ein Bruder, des Ninus, und Erbauer von Trier; Brutus der Stammvater der Britoner, sind eben so gewiß als der Amadis. Die Erzählungen, welche aus den Fabeldichtern genommen sind, die Trithemius, Aventinus, und sogar Albinus

und Siegfried Petri in der Geschichte der alten Fränkischen, sächsischen, und frisischen Fürsten eingewebt haben: und das was uns Saxo Grammaticus und Edda von den entferntesten Alterthümern Nordens erzählen, kann nicht mehr Glaubwürdigkeit haben, als was Kadlubko, erster polnischer Geschichtschreiber, von einem ihrer Könige, einem Eidam des Julius Caesar, sagt. Wenn aber die Geschichten verschiedener Völker in solchen Fällen, wo es gar nicht wahrscheinlich ist, daß einer den andern abgeschrieben habe, mit einander übereintreffen; so ist dieß ein wichtiges Merkmal der Wahrheit. So stimmt Herodot mit der Geschichte des alten Testaments in vielen Dingen überein; zum Beyspiel, wenn er von der Schlacht bey Megiddo, zwischen dem Könige von Egypten und zwischen den Syriern in Palästina, das heißt, den Juden redet oder nach der Erzählung der heiligen Geschichte die wir von den Israeliten haben, wie der König Josias tödlich verwundet wurde. Die Uebereinstimmung der arabischen, persischen, türkischen, griechischen, römischen und anderer Orientalischen Geschichtschreiber, erweiset auch denen einen Dienst, welche die Facta sammlen und aufsuchen: Eben dieß thun auch die Zeugnisse, welche die Medaillen, Innschriften, die aus dem Alterthum übrig geblieben sind, den Büchern der Alten geben, die bis auf

uns

uns gekommen sind, und welche in der That nichts anders als Copien von Copien sind. Man muß noch erwarten, was uns die Chinesische Geschichte aufklären wird, wenn wir mehr im Stande seyn werden, davon zu urtheilen, und sagen können, in wie ferne sie glaubwürdig seyn wird.

Der Nutzen der Geschichte bestehet fürnemlich in dem Vergnügen, den Ursprung der Völker zu kennen, darinn daß man denen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die sich vorzüglich um andre Menschen verdient gemacht haben; in der Bestimmung der Gränzen bey der Geschichte überhaupt und besonders der heiligen, auf welche der Grund der Offenbarung beruhet, und (die Geschlechtsregister und die Rechte der Fürsten und Potentaten will ich nicht einmal anführen) in den nützlichen Unterweisungen, welche die Beyspiele geben.

Ich finde es gar nicht übel, daß man das Alterthum bis auf die grösseſten Kleinigkeiten untersucht; Denn die Kenntnisse, welche die Kritiker zum Vorschein bringen, können oft zu sehr wichtigen Dingen nutzbar seyn. Ich bin, zum Beyspiel, der Meynung daß man so gar die ganze Geschichte der Kleidungen und der Kunst der Schneider von der Kleidung der Hohenpriester der Juden oder wenn man lieber will, von der Kleidung an, welche Gott dem ersten Menschen gab, als sie aus dem

Para-

Paradies gehen mußten, bis auf die Fontangen und Falbeln unsrer Zeiten; und daß man dabey alles hinzufüge, was man aus den alten Bildhauerarbeiten und Mahlereyen — auch denen, welche man einige Jahrhunderte nachher verfertigt hat — herausnehmen kann. Ich wollte auch gern, wenn es Jemand verlangte, dazu die Nachrichten von einem Manne aus Augsburg, aus dem vorigen Jahrhunderte, hergeben, welcher sich in allen Kleidungen abgemalt, die er von seiner Jugend an bis ins 63ste Jahr getragen hat. Und ich weiß nicht, wer mir es gesagt hat, daß der verstorbene Herzog von Aumont, ein grosser Kenner der schönen Alterthümer, eine ähnliche Neugierde gehabt habe. Dieß könnte vielleicht dazu dienen, daß die wahren Denkmäler vor denen, die es nicht sind, unterschieden würden, ohne eines weitern Nutzens zu gedenken. Und da es den Menschen erlaubt ist zu spielen; so würde es ihnen noch mehr erlaubt seyn, sich an dergleichen Arbeiten zu vergnügen, wenn ihre wesentlichen Pflichten darunter nicht leiden.

Aber ich wünschte, daß es Männer gäbe, die sich besonders angelegen seyn liessen aus der Geschichte dasjenige heraus zu heben, was vorzüglich nutzbar wäre. Dahin gehörten z. B. ausserordentliche Beyspiele der Tu-

gend, Bemerkungen über die Bequemlichkeiten des Lebens, List in politischen Angelegenheiten und im Kriege: Ich wollte, daß man besonders eine gewisse allgemeine Historie verfertigte, die nichts anders als solche Bemerkungen darstellte; Denn man ließt oft ein dickes historisches, gelehrtes, schön geschriebenes und dem Zweck des Verfassers entsprechendes Buch, das aber wenig nützliche Anweisungen enthält — Dadurch verstehe ich hier die blossen moralischen Anmerkungen nicht allein, womit das Theatrum vitae humanae und andere dergleichen Blumenlesen angefüllt sind, aber Nachrichten und Kenntnisse, derer Niemand bedarf, in Ueberfluß liefern. Ich wünschte auch, daß man aus den Reisebeschreibungen viel dergleichen Sachen, von welchen man Nutzen hätte, ziehen mögte: und sie nach den Materien ordnete. Aber es erregt unsere ganze Verwunderung, wenn wir daran denken, daß noch so viele nützliche Sachen zu bearbeiten übrig bleiben; die Menschen vergnügen sich fast immer nur an solchen Gegenständen, die schon bearbeitet sind oder an unnützen Dingen oder doch an ganz unerheblichen. Ich sehe auch kein anderes Heilmittel dagegen, als bis sich das Publikum in ruhigern Zeiten mehr darinn mischen wird.

Ueber das Studium der alten Bücher, und den Nutzen der Kritik.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 298.

Weil es nöthig ist die heilige Schrift überall zu verstehen, und die römischen Gesetze in einem guten Theile von Europa noch von grossem Nutzen sind; so müssen wir eine Menge anderer alten Bücher, die Rabbinen, die Kirchenväter und sogar die Heidnischen Geschichtschreiber zu Hülfe nehmen. Die alten Aerzte verdienen auch verstanden zu werden. Die Medicin der Griechen ist von den Arabern zu uns gekommen. Das Quellwasser ist in den Bächen der Araber trübe und in vielen Stücken wieder klar gemacht worden, nachdem man wieder angefangen hat, sich an die griechischen Originale zu halten. Ich finde auch, daß nach der Religion und Historie fürnemlich die Medicin, in so ferne sie empirisch ist, die Ueberlieferungen der Alten, welche in der Schrift aufbehalten sind und überhaupt die Bemerkungen anderer, brauchen kann. Ich habe deßwegen allezeit diejenigen Aerzte hochgeschätzt, die in den Kenntnissen des Alterthums nicht unerfahren sind. — — Wenn die Lateiner, Griechen, Hebräer und Araber einmal erschöpft seyn werden; so werden sich die Chineser, welche noch

mit alten Büchern versehen sind, empor heben, und unsern Kritiken neue Materien zur Untersuchung geben. Ohne von einigen alten Büchern der Perser, der Armenier und Braminen zu reden, welche man mit der Zeit hervorsuchen wird um keine Aufhellung zu vernachlässigen, welche das Alterthum durch die Ueberlieferung der Lehrsätze und durch die Erzählung der Thatsachen geben könnte und wenn kein altes Buch zu untersuchen mehr übrig seyn wird; so werden die Sprachen die Stelle der Bücher vertreten. Denn diese sind die ältesten Denkmale des menschlichen Geschlechts.

Man wird mit der Zeit alle Sprachen der Welt bearbeiten, sie in Wörterbücher und Sprachlehren bringen, und sie untereinander vergleichen. Dieß würde von grossem Nutzen seyn, sowohl in Ansehung der Kenntniß der Dinge, weil nemlich oft die Namen mit ihren Eigenschaften übereinstimmen, (wie man dieß bey den Benennungen der Pflanzen unter verschiedenen Völkern sieht) als auch in Ansehung der Kenntniß unsers Geistes und der wunderbaren Verschiedenheit seiner Würkungen. Ich will nicht einmal von dem Ursprunge der Völker, welchen man durch Hülfe gründlicher Etymologien kennen lernen würde, reden, den die Vergleichung der Sprachen am besten lehren wird — Alles

dieß

dieß macht den Nutzen und den Umfang der Kritik sichtbar, welcher von einigen sonst sehr geschickten Philosophen, die es wagen mit Verachtung von der Lesung der Rabbinen und überhaupt der Philologie zu reden, sehr wenig ist in Betrachtung gezogen worden. Man sieht das die Kritiker noch lange Materie genug finden werden, sich nützlich zu beschäftigen, und daß sie sehr wohl thun würden, wenn sie nicht zu sehr an Kleinigkeiten Gefallen fänden, weil sie noch so viel würdigere Gegenstände zu bearbeiten haben, ob ich gleich wohl weiß, daß Kleinigkeiten bey der Kritik sehr oft nothwendig sind, um wichtige Kenntnisse zu entdecken.

Von Friedensverträgen und von der geheimen nnd öffentlichen Geschichte

B. 4. Th. 3. S. 287. Dissertatio de actorum publicorum usu.

Lisander sagte einmal, **daß die Kinder mit Nüssen und die Alten mit Eidschwüren spielten.** Es giebt in dem Jahrhundert, worinn wir leben, viele Fürsten, von welchen man mit Wahrheit sagen kann, daß sie in ihren Pallästen mit Karten, und im Staate mit Verträgen spielen. Nichts ist in der That tadelnswürdiger als der Bruch eines

Bündnisses, besonders wenn Ehrgeitz oder Leichtsinn der Grund davon sind; Ein solcher Bruch kann nur in solchen Fällen Statt finden, wo die gegebene Treue von der andern Parthey mit Grund verdächtig wird, und diese Parthey das nicht leistet, was die Juristen cautio damni infecti nennen. Dieß hat dem scharfsinnigen Hobbes (in seinem Buche de cive) zu sagen Gelegenheit gegeben, daß zwischen den Republiken oder verschiedenen Nationen ein beständiger Krieg sey; eine Behauptung die eben nicht so abgeschmackt ist, daß man sie nicht fast glauben könnte, wenn der Verfasser damit sagen will, nicht daß iede Nation ein Recht habe, allen andern Nationen zu schaden, sondern daß die Klugheit iede Nation verpflichte, sich beständig vor allen übrigen in Acht zu nehmen. Hieraus folgt, daß der Friede mit einem mächtigen Feinde dem Stillstande zweyer Fechter gleiche, und oft weniger sey als ein würklicher Waffenstillstand. Wir haben auch zu unsern Zeiten eine fast lächerliche Sache gesehen, einen Frieden, welchem beynahe unmittelbar ein Waffenstillstand folgte, da der leztere nach allen Regeln vor dem ersten hätte hergehen müssen; und man kann sich leicht vorstellen, was ein Friede seyn muß, der eines Waffenstillstandes bedarf.

Es ist leicht begreiflich, daß, wenn der Ueberwundene genöthigt worden ist nachtheilige Bedingungen einzugehen, der Unwille und das Verlangen seinen Verlust wieder zu ersetzen, ihn antreiben werde, bey der ersten günstigen Gelegenheit den Krieg wieder anzufangen, und daß der Ehrgeiz, der durch das vorige Glück geschmeichelt wurde, dem Sieger keine andere Gesinnungen einflössen werde. Man muß daher den Grabstein eines holländischen Kaufmanns, den man auf einem Kirchhofe mit dieser Innschrift: **zum ewigen Frieden**, sah, für sehr sinnreich und wohlausgedacht halten. Und in der That macht der Tod allen Streitigkeiten ein Ende. — Aber so sind menschliche Dinge beschaffen. Es ereignet sich freilich zuweilen, daß ein Fürst, wegen der Lage seiner Staaten oder Zeitumstände, genöthigt ist immer Krieg zu führen und Friedensunterhandlungen zu pflegen. Die Engländer und Franzosen haben in beynahe zwey oder drey hundert Jahren nichts anders gethan, bis endlich die Engländer, vom festen Lande vertrieben, den Spaniern den Platz einräumten. Kayser Karl V. und Franz I. machten einen ähnlichen Auftritt. Sie haben untereinander so viele Vergleiche geschlossen, daß man glauben sollte, sie hätten keine Zeit übrig gehabt, um Krieg zu führen; und doch haben sie gegen einander so viele Feindselig-

keiten ausgeübt, daß es scheint als wenn sie nie Frieden gemacht hätten. Ein geschickter Politiker erzählte mir einmal einen witzigen Einfall eines Gesandten von einem Fürsten dieses Jahrhunderts, welcher die ganze Zeit seines Lebens hindurch mit Traktaten zu thun gehabt hatte: Dieser Fürst, hatte er gesagt, **muß eine gute Tafel haben, denn er traktirt beständig.**

Vielleicht wird sich iemand wundern, daß ich, bey der Unbeständigkeit der Verbindungen in den Verträgen, beym Anfange eines Werks, welches nur eine Sammlung von Urkunden und Verträgen ist, so lange stehen bleibe; er wird denken, daß man den öffentlichen Akten den Kredit nehme, indem er einsieht, wie oft die in Unterhandlung stehenden Partheyen ins geheim ganz andere Absichten haben als es nach den Akten scheint. Allein ich will die Sachen so nehmen, wie sie sind und ich bin weit davon entfernt, ihnen einen grössern Werth zu geben, als sie verdienen. Kurz es sind zwey sehr verschiedene Fragen, wovon eine iede von besonderer Wichtigkeit ist, nemlich: was hat man gethan? und warum hat man es gethan? — Ueberdem sucht man das Unbekannte zum Vortheil des Bekannten zu errathen; und man beobachtet die Phänomene, um von dem Schein Rechenschaft zu geben. Ich gebe indessen gerne zu,

daß

daß man zweyerley Geschichte habe, eine öffentliche und eine geheime, oder um den Ausdruck des Procopius zu gebrauchen, eine solche, die aus geheimen und besondern Nachrichten besteht: so wie Grotius zweyerley Ursachen des Krieges angenommen hat, **rechtfertigende** und **bewegende**: obgleich meiner Meynung nach die letzten in solche Kriege die man des **Nutzens** wegen und in solche, die man aus **Neigung** führt eingetheilt werden müssen. Denn ein guter Rath gilt nicht immer: die Könige spielen nicht so oft die Rolle des Königes, als die eines Menschen; und die kleinsten Ursachen haben oft einen grossen Einfluß auf wichtige Entschliessungen.

Die Geschichte ist überhaupt zweyen Gesetzen unterworfen, die aber nicht gleich bey beiden Arten derselben beobachtet werden können. Das Gesetz der öffentlichen Geschichte ist: **nichts falsches zu erzählen.** Das Gesetz der geheimen ist: **nichts wahres auszulassen.** Das erste scheint weniger zu befolgen zu seyn, als das andere: allein die Natur der Dinge bringt es so mit sich; und so wie bey den Prozessen, welche vor dem Gericht kommen, die Kläger und Sachwalter vielerley Mittel brauchen, welche in ihren Supplikten nicht stehen, und bey den öffentlichen Akten nicht niedergeschrieben werden, z. B. die Reitze eines Frauenzimmers und den blen-

denden Schimmer des Goldes, welches zuweilen in die Sentenz mehr Einfluß hat, als Gesetze und Zeugnisse; — eben so sind auch in den Akten und Angelegenheiten der Fürsten, die meisten Triebfedern, die am würksamsten waren, nicht zu finden. Man kann sich hiervon leicht überzeugen, wenn man erwägt, daß oft kleine Dinge auf die man wenig achtet, viel mehr ausrichten als man denken sollte. So wird zum Beyspiel ein einziges Wort, welches unrichtig erzählt oder auch gänzlich erdichtet ist, den Eigensinn eines Fürsten oder seines Ministers beleidigen, und in der Wunde einen Stachel zurücklassen, welcher geheime Bewegungen des Hasses und der Rache entstehen läßt, die man denn durch einen scheinbaren Vorwand zu beschönigen sucht. Oft wird ein Fürst, der erhabene Gesinnungen hat, grosse Unruhen erregen um ein gewisses: ich weiß nicht was, abzuwenden, weil er es seinem Ruhme für nachtheilig hält — Oft haben viel tausend Unglückliche in einem Augenblick eine schlechte Nacht eines grossen Herrn und verdrüßliche Staatsveränderungen die nach der iedesmaligen Beschaffenheit seines Geistes und Körpers waren vorgenommen worden, mit ihrem Blute aussöhnen und wieder gut machen müssen. Oft ist es eine Frau, die ihren Mann oder Liebhaber zu einer wichtigen Sache bewegen kann

und

und am häufigsten sind es die Minister, welche ihren Herren ihre eigene Leidenschaften mitzutheilen wissen. Man muß in dieser Absicht zugeben, daß eben so wie eine Oper viel weniger auffallend seyn würde, wenn man die Maschienen öffentlich sähe, auch die Geschichte oft von ihrer Schönheit verlieren würde, wenn man allezeit die wahren Ursachen der Begebenheiten entdeckte, und wenn es bekannt wäre, daß ein sehr unedler Beweggrund, die Leidenschaft eines Weibes, die Begierde eines Bedienten oft die grössesten Helden regieret haben. Doch wir lesen ja die Geschichte der Menschen und nicht die der Götter; es wird zu ihrem Ruhme und zum Unterrichte der Nachkommen hinreichend seyn daß sie viele Handlungen vorgenommen haben, woraus eine gewisse Hoheit, Muth und Weißheit hervorleuchten.

Es wäre oftmals viel besser, wenn man die Handlungen, welche nichts als schändliche Beyspiele darstellen, nicht bekannt machte; überdem muß man den Verfassern nicht so leicht glauben, wenn sie in dem Leben der Fürsten würklich schändliche, obwohl verborgen gebliebene, Züge erzählen, welche nur wenigen Personen haben bekannt seyn können und wovon sie vermuthlich keine schriftliche Nachrichten hinterlassen haben. So lange man indessen die Schmeichler wenig anhört; so lange

hört

hört man doch den Satyrenschreibern gerne zu. Es giebt sogar Geschichtschreiber, welche uns die Menschen weit schlechter vorstellen als sie würklich gewesen sind; und obgleich dasjenige, was sie oftmals davon — mit der Zuverlässigkeit eines Augenzeugens — sagen, offenbar die Frucht ihrer Einbildungskraft ist; so macht doch die Bosheit der Menschen und der heimliche Neid, den sie gegen die Grossen haben, daß man ihr Zeugniß ohne weitere Untersuchung annimmt. Man denke sich noch zu allem dem, was ich gesagt habe, die sich ganz entgegen gesetzten Vorurtheile der verschiedenen Nationen hinzu.

Ich sehe zum Beyspiel, daß man in Frankreich viel lächerliche Fabeln auf Rechnung Karls des V. der Philippe und Ferdinande erdichtet und geglaubt hat — Fabeln — die, ich weiß nicht wie? in der Geschichte, durch die Freyheit, die man sich nimmt, von allen Dingen zu schreiben, geduldet worden sind. Die Deutschen und Spanier sind überhaupt sehr leichtgläubig, wenn man ihnen von der Schwäche Ludwigs XIII. und der fast teuflischen Bosheit des Richelieu und Mazarin etwas vorsagt: obgleich Ludwig XIII. nie einen so kleinen Geist gehabt hat, als man vielleicht denkt, und seine Minister, die ich eben erwähnt habe, in Ansehung ihrer guten oder schlimmen Eigenschaften so hervorste-

stechend gewesen sind. Man kann hieraus den Schluß machen daß die Geschichte, wenn sie sich nicht auf die Archive der Grossen oder die öffentliche Nachrichten gründet, höchst untreu sey.

Die öffentlichen Urkunden machen also den sichersten Theil der Geschichte aus, und überliefern der Nachkommenschaft die Begebenheit mit eben der Genauigkeit und Treue als die Inscriptionen und Medaillen. Man kann auch sogar mit Wahrheit behaupten, daß man seit der Erfindung der Buchdruckerkunst weit sicherer den gedruckten Nachrichten glaubt, als den Marmorn und Metallen. Wie viel Traktate und Dekrete der alten Völker sind nicht verloren gegangen, wenn sie gleich in Erzt und Stein gegraben wurden; Wie wenig sind uns durch den arondelischen Marmor und andere Fragmente von dergleichen Denkmalen erhalten worden? da hingegen das Papier — so vergänglich es auch ist, wenn man es seiner Materie nach betrachtet — eine fast unaufhörliche Dauer verschaft, weil die Nachrichten durch die Buchdruckerkunst so vervielfältigt und ausgebreitet werden können.

Wir wollen noch die Anmerkung machen, daß, wenn man die Geschichte mit einem Gebäude vergleicht, die Traktate bey Alliançen, bey Schliessung eines Friedens und Abtretung

der

der Länder die Theile sind, welche das Ganze mit einander verbinden und die Haupttheile desselben ausmachen. Denn endlich ist doch, nachdem man viele blutige Treffen geliefert, viel Menschenblut vergossen und alle Quellen der Politik erschöpft hat, die Frucht des Krieges, der Friede, und die kriegführende Macht haben nicht so sehr durch Bataillen und Belagerungen als durch Friedenstraktaten bestimmt, was ieder verliehren oder gewinnen sollte. Dieß verhält sich eben so wie im Spiele, da der Ausgang bis zulezt ungewiß bleibt: und wenn die Marquen gezählet sind, kann man erst den Gewinn oder Verlust eines ieden Spielers erfahren.

Von dem Gervais von Tilisbery und dem dreyzehnten Jahrhundert.

Th 4. Theil. 2. S. 30. introductio in collectionem Scriptorum.

Gervais von Tilisbery, ein berühmter und zu seiner Zeit gelehrter Mann, hat ein Werk, welches er dem Kayser Otto IV. zugeeignet hat, unter dem Titel: otia imperialia verfertigt. Ich habe davon eine vollständigere und korrektere Ausgabe veranstaltet. Man muß gestehen, daß dieser Schriftsteller,

ler, der mit vieler Einsicht die Staatsangelegenheiten beschreibt, wenn er von der Religion handelt und die Begebenheiten, welche sich vor langen Zeiten oder an entfernten Orten zugetragen haben, erzählt — uns die unglaublichsten und abergläubigsten Dinge aufdringt. Ich will nicht dafür stehen, daß er zuweilen lügt. Denn er erzählt von Zeit zu Zeit — als Augenzeuge — Dinge die zu glauben man heut zu Tage schwerlich Leuten von gesundem Verstande überreden dürfte. Allein damals muste es entweder der Religionszustand oder die Ruhmsucht erfodern, so und nicht anders zu verfahren: dieß macht es nicht weniger begreiflich, wie er Geschichten habe erzählen können, die so offenbar unglaublich sind — als ein Mann, der mit so vieler Klugheit und Gelehrsamkeit über einige Theile der Natur- und politischen Historie und sogar über die Religion schreibt. Denn unser Verfasser scheint eine sehr ausgebreitete Gelehrsamkeit gehabt zu haben; und die alten Skribenten, Dichter, Geschichtschreiber, ohne die Kirchenväter auszunehmen, waren ihm nicht unbekannt. Aber die herrschende Neigung, lauter wunderbare Dinge zu erzählen, verdarb damals alles.

Er hat in einem Jahrhundert gelebt, welches mit dem folgenden eines der finstersten und unwissendesten gewesen, seitdem das Christen-

stenthum in der Welt ist. Ich rede vom dreyzehnten Jahrhundert, von einer Zeit wo alle gute Schriftsteller bald verschwanden, die Bettelmönche zum Vorschein kamen und alles an sich zogen — — so daß das bürgerliche und kanonische Recht und die Spitzfindigkeiten der Schule, fast den einzigen Gegenstand der ganzen Gelehrsamkeit ausmachten. Das zehnte Jahrhundert war ganz gewiß für die Deutschen ein goldenes Jahrhundert, wenn man es mit dem dreyzehnten oder vierzehnten vergleicht, während welcher Zeit diesem Reiche, wegen der abscheulichen Unwissenheit der gröste Theil seiner Rechte verloren gieng. Man sieht bey unserm Verfasser — wie in einem Spiegel — den Zustand der Kenntnisse und den Gang des Geistes in diesen Zeiten. Es ist wahr, daß vor diesen Zeiten das Leben Karls des Grossen von Turpin, und einige andere ähnliche Geschichten geschrieben worden waren. Allein man bemerkt an dem Otto von Frisingen, und andern, die zu diesen Zeiten gelebt haben, daß man noch bis in der Mitte des zwölften Jahrhunderts so viel Kritik behalten hat, daß man dergleichen Geschichten nicht mit authentischen verwechselte. Bald nachher überschwemmten die Fabeln, welche bisher nur in den Legenden und den wunderbaren Lebensbeschreibungen der Heiligen waren ein=

eingemischt worden, auf einmal die gelehrte Welt.

Ich kann in der That nicht ohne das grösseste Erstaunen lesen, was Ptolomäus von Lukka — welcher im vierzehnten Jahrhundert schrieb — und die italiänischen Schriftsteller in eben dem Jahrhundert für Ungereimtheiten und falsche Nachrichten in ihren Schriften über die Begebenheiten ihres Vaterlandes oder der benachbarten Länder vor einem oder zwey Jahrhunderten vorbringen. Die Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten wußten nicht einmal etwas von dem Ursprung der Guelfen und Gibelinen, zweyen aufrührerischen Rotten, welche ganz Italien grausam verheerten; zu lächerlich ist das, was sie uns davon sagen wollen. Was für falsche Wunder haben uns nicht die Reisebeschreiber in dem vorhergehenden Jahrhundert, d. h. gegen die Zeit des Gervais von Tilisbery zu erzählen gewagt? Man sieht dieß an dem Lübeckischen Abt Arnaud, welcher in seinem Werke, als ein sehr rares Stück, einen Brief hat abdrucken lassen, den ihm der Bischof von Hildesheim Conrad geschrieben hatte und der offenbar voll von Mährchens ist. Damals schrieb der Jude Beniamin von Tudela seine Reisebeschreibung, in der er kaum mehr widersinnige Fabeln hätte häufen können. Indessen scheint es, daß Johann von Mandeville,

ein Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, ihn in seinem nachgelassenen Werke noch habe übertreffen und mit noch mehrerer Unverschämtheit lügen wollen. Besonders ist nichts lächerlicher und belustigender als das, was unser Verfasser von den Zaubereyen des Virgils bey Neapel erzählt, und dasienige, was der Bischof Conrad hinzufügt, der — was das wunderbarste ist — Kanzler des Kaysers war, ist eben so belustigend! Allein wenn unser Verfasser von dieser Materie auf die Gespenster, Erscheinungen, Antworten der Verstorbenen, bezauberte Personen und dergleichen Dinge kommt; so giebt er den Legendenschreibern nichts nach.

Kurz ein Forscher des Alterthums wird doch seine Zeit damit nicht verderben, daß er diese Fabeln durchlesen und das Gold gleichsam aus diesem Misthaufen heraussuchen sollte. Unser Schriftsteller mischt hie und da für die Geschichte, Geographie und Physik ganz nützliche Anmerkungen ein. So ist, zum Beyspiel, das, was er uns von der Zinnoberblume und von der Pflanze sagt, worauf sie wächst, unsrer Aufmerksamkeit allerdings würdig. Er verbreitet auch über die Angelegenheiten des Kön igreichs Arles und die benachbarten Staaten viel Licht. Eben so ist es auch in Ansehung gewisser Meynungen, Traditionen und Cerimonien; er zeigt ihren Ursprung

an,

en, den man anderswo ganz vergebens sucht. Alles, was er von den verschiedenen Bildnissen unsers Heylandes erzählt, verdient gelesen zu werden. Sein Zeugniß von der Veronika ist in denselben Ausdrücken die Meynung des gelehrten Paters Mabillon. Die Veronika, sagt er, ist das wahrhafte Ebenbild unsers Heylandes, vera icon. Er sagt uns, daß die Kayser an gewissen solennen Tagen in der linken Hand seinen goldenen Apfel voll Asche und Staub getragen, um sich dabey der Eitelkeit aller menschlichen Grösse zu erinnern.

Vom Nutzen der Skribenten des mittlern Zeitalters.

L. 4. Th. 2. S. 53. praefatio accessionibus historicis.

In der Geschichte sucht man hauptsächlich drey Stücke: Erstlich das Vergnügen, welches mit der Kenntniß sonderbarer Dinge verbunden ist; zweytens die wichtigsten Maximen des Lebens, und drittens den Ursprung der gegenwärtigen Dinge in ihrer Verbindung mit dem Vergangenen, weil wir im Grunde betrachtet keinen Gegenstand kennen, wenn wir nicht zu seinen ersten Ursachen zurückgehen. Wir wollen noch hinzusetzen, daß die Menschen oft zu grossen Handlungen angetrieben,

werden, weil sie sich mit der Hofnung schmeichlen, daß sich unsre späten Nachkommen mit ihrer Geschichte eben so beschäftigen werden, als sie sich itzt mit der Geschichte der alten Helden beschäftigen. Ich antworte hierauf und sage erstlich: daß das Vergnügen, welches uns die Geschichte verschaft, uns auch die Romane und zwar in eben dem Grade verschaffen können; Zweytens: was den wichtigen Unterricht — besonders denienigen, welcher das in sich faßt, was uns die gesunde Vernunft allein hätte lehren können — anbetrist; so finde ich sehr wenig, auch so gar bey den besten Skribenten, und noch weniger bey den Schriftstellern, die keinen Geschmack, keine Politesse, haben, dergleichen die Jahrhunderte der Unwissenheit genug hervorgebracht haben. Aber wenn man so glücklich ist, die Quellen zu entdecken; so ist dieß letztere von grossem Werth und kann viel helfen, weil wir keine andere Hülfsmittel haben und es unmöglich ist, sonst die Folge der Begebenheiten zu ergänzen.

Ich merke noch an, daß die alten griechischen und lateinischen Geschichtschreiber, ia auch die orientalischen, welche ohne Zweifel wegen der Menge angenehmer Kenntnisse und der Erfahrungen, die man aus ihnen schöpfen kann, zu empfehlen sind, besonders in Ansehung des heiligen Ursprungs der Gesetze

setze und der Religion, welche die heiligen Bücher der Christen enthalten, sehr nützlich sind. Wir können in der That, mit Hülfe dieser Alten, das Ansehen und die Aechtheit der heiligen Schrift festsetzen. Sie erleuchtern uns auch so gar das Verstehen derselben, indem sie uns mit dem Eigenthümlichen der damaligen Zeiten bekannt machen, und uns in den Stand setzen, die Meynungen der Alten mit einander zu vergleichen. Aber die spätern, obgleich halb barbarischen Skribenten sind die einzigen, welche uns den Ursprung unsrer bürgerlichen Verfassung lehren; und deßwegen sind sie allen denienigen welche sich mit dem Interesse der Fürsten und Staatssachen abgeben, oder welche davon einige Kenntnisse zu haben wünschen, nützlicher als alle die eben angeführten kultivirten Schriftsteller. Denn die Alten scythischen und deutschen Völker veränderten — indem sie das gantze römische Reich überschwemmten und verwüsteten — die Gestalt der Dinge gänzlich; und daraus entstanden nach und nach die Königreiche, die unumschränkten Mächte, und Republiken, die noch heut zu Tage vorhanden sind. Wenn man also ihren Ursprung, die Art, wie sie von einem auf den andern gebracht wurden, ihre Händel, Gränzen, Erhebung, Verfall, endlich auch die würklich regierende Familie kennen lernen will, so ist es schlechterdings

 noth=

nothwendig, daß man zu den Skribenten des mittlern Zeitalters seine Zuflucht nehmen muß.

Die Fabel vom Priamus König der Gallier.

T. 4. Th. 1. S. 147. De origine Francorum.

Ich vermuthe, daß die Fabel, welche den Ursprung der Franzosen von den Troianern herleitet, daher entstanden ist, weil einige in der Chronik des Prosper Tiro im vierten Jahr des Kaysers Gratian die Worte gelesen haben, Priamus quidam regnat in Gallia. Es konnte kaum fehlen, daß dieser Name **Priamus** da er zu einer so schmeichelhaften Fabel Anlaß gab, bald gangbar werden muste. Denn ehemals war der Ehrgeitz bey vielen Völkern so groß, daß sie von den Troianern abstammen wolten. Man kann die Arverner zum Beyspiel anführen, welche sich Brüder der Römer nannten, weil sie vorgaben, eben so wohl als sie von den Troianern herzustammen.

Arvernique ausi Latio se fingere fratres.
Sanguine ab Iliaco. *Lucanus, L. 3.*

Ich vermuthe, daß dieser **Priamus** ein verdorbener Name eines gewissen **Pharamundus** ist (welcher bisher unbekannt, aber ein Großvater desienigen ist, von dem in der

Geschichte geredet wird) welches Wort gleichfalls verstümmelt und in Phoamus verwandelt ist, dieß geschahe nach der Gewohnheit der Griechen und Römer, die Namen der Barbaren ihrer Aussprache gemässer einzurichten. Meine Vermuthung gründet sich darauf, daß eben dieser Priamus, in dem Leben des Königs Sigebert, ein Vater des Marcomir genannt wird; und der Verfasser des Buchs gesta Francorum macht ihn zum Großvater des Pharamond, welcher offenbar den Namen seines Großvaters führte. Denn dieß ist ein sehr gemeiner Gebrauch bey den Enkeln der Könige von Frankreich.

Der Ursprung der Kurfürsten des deutschen Reichs.

T. 4. Th. 3. S. 304. *Dissertatio de Actorum publicorum usu.*

Ich habe die Vermuthung, daß die Formalität, welche man heutiges Tages bey der Wahl eines Kaysers beobachtet, von der Kirche zum Reiche übergegangen ist. Man weiß sonst, daß die Verfahrungsart bey den Gerichten, und noch viele andere Punkte des kanonischen Rechts, von den Rechtsgelehrten sind angenommen worden, und man wird sich gar nicht darüber wundern, wenn man bedenkt, daß

die ganze Gelehrsamkeit und folglich die ganze Regierung in den Händen der Geistlichkeit war, daß sie allein alle Schriften ausfertigten und allen Angelegenheiten die rechte Gestalt und den gehörigen Nachdruck gaben, Und daraus erhellet deutlich, anderer Beyspiele nicht zu gedenken, daß die Klauseln oder Bedingungen, welche ursprünglich den päbstlichen Bullen eigen waren, hernach auch den Bullen der Kayser sind beigefügt worden. Der Kayser wurde anfänglich von den Grossen des Reichs erwählt, daß heißt, von den Erzbischöfen und ihren Weihbischöfen, von den Herzogen, welche die Königreiche oder vielmehr die Großherzogthümer des Reichs, und zwar so wie in Polen durch die Einstimmung des Volcks, wie wir es von dem Wippon wissen, regierten. Wie aber diese Art zu verfahren bald hernach zu unruhig zu werden schien; so fieng man wahrscheinlicher Weise um Ordnung und Ruhe zu erhalten, oder wenigstens unter diesem Vorwande, in den folgenden Zeiten an von der grossen Anzahl von Personen eine kleinere auszuwählen, welche mit Einwilligung der vornehmsten Herren, ex praetaxatione et consensu, sagt Albert von Stade, nach Sammlung der Stimmen, denjenigen ernannte, von dem sie vermutheten, daß der grösseste Theil der Versammlung mit ihm zufrieden sey. Und der Verfasser des

Sach=

Sachsenspiegels, welcher, wie man glaubt, unter der Regierung Friedrichs II. geschrieben haben soll, nachdem die sieben Kurfürsten erwählt worden waren, sagt ausdrücklich, daß sie durchaus den nicht erwählen müßten, welcher ihnen am meisten gefiele, sondern sie sollten den vor allen andern zum König ernennen, der von den Grossen erwählt werden würde.

Es war sonst ein sehr allgemein beobachteter Gebrauch bey der Wahl der Prälaten, daß, sobald die Stimmen gesammelt waren, einer oder wenigstens eine sehr geringe Anzahl der Glieder der Versammlung, deklariren, daß sie im Namen aller übrigen ein solches Subiekt erwählten. Die Kanonisten verlangten so gar in der Folge, daß eine Wahl, ob sie gleich die Mehrheit der Stimmen für sich hatte, nicht gültig oder rechtmässig sey, wenn nicht eine gewisse iuristische Promulgation, ohngefehr wie die Publikation einer Sentenz und gleichsam eine förmliche Wahl durch einen oder einige im Namen aller geschehen und die Sitzung auf diese Art geschlossen wurde. Und es ist gewiß, daß die Wahlen und Postulirungen unter dem Vorwande angegriffen worden sind, weil dieienigen, welche ihre Stimmen gegeben, auseinander gegangen waren, ohne das Jemand das Wort eligo, feierlich ausgesprochen hatte.

Nun ist es in der Folge der Zeit geschehen, daß bey der Wahl des Kaysers, die förmliche Wahl an die Stelle der materiellen gekommen ist, und daß dieienigen, die nur Kurfürsten dem Scheine nach waren und die schon geschehene Wahl blos bekannt machten, die einzigen würklichen Kurfürsten geworden sind; es sey nun daß es durch einen Kunstgriff der Interessenten geschehen ist welche ihre Absichten desto glücklicher zu erreichen dachten, wenn die Wahl von wenigen geschähe; oder daß es durch die eigene Verfassung eines Jahrhunderts geschehen ist, in welchem das Formelle das Solide beynahe verdrängt hätte, oder durch die damalige Beschaffenheit der Republik, welche in der grössesten Unordnung und mit der Hervorbringung einer ganz neuen Gestalt des Reichs beschäftigt war. Wir können noch hinzu setzen, daß sich die meisten Vornehmen mit Vorsatz von den allgemeinen Versammlungen entfernten, damit sie nicht in dem Haß der verschiedenen Partheyen verwickelt werden mögten und daß die andern auf nichts weiter als auf ihren besondern Nutzen sahen. Es ist auch bekannt, daß viele deutsche Fürsten in diesen traurigen Zeiten das ihnen angebotene Reich von sich ablehnten, welches damals in den Händen der Fremden war. Es ist daher sehr natürlich, daß da die Gemüther schon vorher gegen die Wahl mit

Vor-

Vorurtheilen eingenommen waren, alle Autorität, wie wir schon bemerkt haben, zuletzt in den vornemsten Bedienten des Reichs, welche sich auf keine gute Art von den allgemeinen Versammlungen entfernen konnten, vereinigt seyn muste.

Von den Kardinälen.

Th. 6. S. 326. Leibnitziana.

Es gab vorzeiten nicht nur in der Kirche der Stadt Rom, sondern auch in andern grossen Kirchen Kardinäle: und die Kardinäle von Ravenna haben, ohngeachtet des römischen Hofes, ihre Namen lange Zeit behauptet. Sie waren die ersten Geistlichen des Orts. Die Stelle des römischen Kirchenbuchs, in welchem den Bischöfen ihre Verrichtungen angewiesen worden — nach welcher sich die römischen Könige, vor der Erhaltung der Kayserkrone, nach dem Dechant der Kardinäle setzen sollen — wird niemals befolgt werden. Die Anekdoten des Pabstes Alexander VI. welche ich habe herausgeben lassen *), geben Nachricht, wie Karl VIII.

*) Die beste und folglich brauchbarste Quelle der Geschichte dieses (recht lüderlichen) Pabstes ist des Johann Burchards diarium, wovon Leibnitz nur ein Specimen zu Hannover 1696 in 4. Eckard aber in corp. hist. med. aevi vol. II. p. 2017. eine vollständige Abschrift drucken lassen.

VIII. König von Frankreich, zu Rom empfangen wurde; und die Kardinäle waren weit davon entfernt, dergleichen Prätensionen zu machen. Es ist wahr, daß die Ambassadeur bey dem Dechant des heiligen Collegiums, von der Königinn Christine, einen Besuch abgelegt haben; allein sie vergaben hierbey der königlichen Würde nichts, weil sie eigentlich für den Pabst und folglich auch für das heilige Collegium bestimmt waren, welches gleichsam seinem Körper gehört, und welches der Dechant vorstellt, — statteten sie gleich Anfangs diesen wesentlichen Besuch ab, welcher ein Theil und eine Folge der Audienz ist, die sie bey dem Pabste gehabt haben.

Ueber die Familiennamen.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand S. 206.

Man findet nicht, daß unter der Regierung Karls des Grossen und lange Zeit vor oder nachher, Familiennamen in Deutschland, Frankreich und Lombardey gewesen sind. Vor nicht gar langer Zeit gab es noch in den Nordischen Reichen sogar adliche Familien, welche gar keinen Namen hatten, und wo man einen Menschen in seinem Geburtsorte nur dann kannte, wenn man seinen eigenen und seines Vaters Namen nannte. Wenn

sich

sich iemand an einem andern Orte niederließ; so fügte er zu dem seinigen noch den Namen des Orts, wo er hergekommen war. — Bey den Arabern und Turkomannen ist dieß noch gebräuchlich, und ich vermuthe, es kommt daher, weil sie wenig besondre Familiennamen haben, und weil sie sich damit begnügen, daß sie blos den Vater und Großvater einer Person nennen. Sie erweisen eben diese Ehre ihren Leibpferden, welche sie bey ihren eignen Namen und den Namen des Vaters nennen.

Sonderbares Versehen eines Schriftstellers.

Th. 4. T. 3. S. 309. dissertatio prima de Actorum publicorum usu.

Es machte ein sonst geschickter Schriftsteller aus Mißverständniß ein sonderbares Versehen. Er hatte in einem alten, sehr fehlerhaft geschriebenen Diplom folgende Worte gelesen: Misit nuntios suos ad Seniorem Motau, qui dicitur asinus, promittens sibi pecuniam infinitam, ut nostram offenderet maiestatem; und nahm das Wort **Motau** für Mähren. Er hatte sich eingebildet, daß es in Mähren eine Person gebe mit dem Zunamen Esel. Aber in dem Diplom wollte man den

Prinz

Prinz von Ober-Asien, den man bey uns unter dem Namen Senior montanus qui vocatur assassinus kennt, bezeichnen; ob es gleich im vorbeygehen gesagt, schicklicher wäre, ihn einen Herrn des Gebirges zu nennen, denn in diesem Sinne wird das Wort Senior würklich in vielen andern Diplomen gebraucht.

Vom Krieg der Titanen und dem Ursprung der Gallier.

L. 6. Th. 2. S. 222. Brief an den Herrn von Sparvenfeld.

Considerationes ad Epist. Pezronii, p. 87.

Unter den alten Celten begreift man die Germanier und Gallier. Ich glaube, daß die Galater und Celten einerley Volk waren. Ich habe mir immer vorgestellt, daß die Kriege der Titanen und Riesen mit den Göttern, nichts anders als die Einfälle der Scythen oder Celten in Asien oder in Grichenland bedeuten, welche von Königen regiert wurden, die man nachher Götter genannt hat. Und Prometheus, welcher an den Berg Caucasus geheftet, bedeutet vielleicht nur die Ausschliessung der Scythischen Völker, durch Vermittelung der Truppen, die an die Caspischen Pforten geschickt wurden um sie zu bewahren: und Prometheus wurde unter die Titanen gezählt, wie aus dem Verse erhellet:

D.

De meliore luto finxit praecordia Titan.

— — Ich weiß nicht, ob man dem Zeugnisse des Callimachus trauen darf, welcher die Gallier von den Titanen ableitet. Denn er stellt vielleicht die Entheiliger des Tempels zu Delphos in einer poetischen fiction als Nachkommen der Menschen vor, die sich ehemals durch ähnliche kühne Unternehmungen wider die Götter hervorgethan hatten.

Von der den Politikern nöthigen Kenntniß.

T. 6. Th. 2. S. 295. Meditationes Leibnitzianae.

Ein Mann, der mit Klugheit und Urtheilskraft nur die Kenntniß der Geographie verbindet, ist im Stande über das wahre Interesse einer ieden Nation und auch über das Interesse der Fürsten, welche dieselben regieren, richtig zu urtheilen. Allein wenn man genau entdecken will, was diese Fürsten für ihr würkliches Interesse halten, so ist nöthig, ihre eigne Person, ihr Naturell, mit einem Worte ihren Charakter und den ihrer vornemsten Minister zu kennen. Von diesem praktischen Theile der Moral hängt alle vernünftige Staatsklugheit in Ansehung dieses Punkts ab. Der Herzog von Rohan hat eher gesagt, was die Fürsten thun sollten, als was sie würklich thun, oder was sie wahrschein-

licherweise thun werden. Indessen ist es nicht hinlänglich, das eine ohne das andere zu kennen; und man kann nur nach der Kenntniß ihres Interesse, so wie sie es sich vorstellen und nicht wie es an und für sich ist, vorhersehen, oder sagen, was sie für Partheyen ergreifen werden. Ich sehe auch noch nicht bey der Hauptfrage, das heißt, bey dem was ein Souverain für das Beste hält, was man schreiben könnte, das für die folgenden Zeiten nützlich wäre, weil oft die geringsten Ursachen dieselben von Jahr zu Jahr, ich will nicht einmal sagen, von einem Augenblick zum andern, verändern können.

Von dem geringen Nutzen der Werke der Gelehrten in Ansehung des Staatsrechts.

T. 1. Th. 3. S. 355. *de iure Suprematus.*

Es ist nicht leicht, die Natur des Rechts der Monarchen zu erklären. Ich fühle es ganz indem ich diese Arbeit über mich nehme; und das erstaunenswürdigste hierbey ist, daß ein so gemeiner Gegenstand fast von Niemanden bearbeitet worden ist. Aber dieß kommt daher weil die meisten unsrer heutigen Schriftsteller von einer Krankheit angesteckt sind, die ihnen allen Geschmack an dem Neuen benimmt,

macht

macht, daß sie nur neugierig in Erforschung des Alterthums sind, und uns von nichts als Dingen vorreden, davon heutiges Tages kaum noch einige Spuren übrig sind. Ich wundre mich darüber nicht in Ansehung einiger gemeinen Juristen: ihre ganze Kenntniß scheint sich blos auf das römische Recht eingeschränkt zu haben. Und ihre Erfahrung in den Angelegenheiten der Menschen, wenn sie ia noch eine haben, erstreckt sich nicht weiter, als die Gerichtsstube gehet: wenn sie ferner vom Staats- und Völkerrecht reden, bringen sie bisweilen erbärmliche Sachen vor. — — Aber ich habe mich allezeit gewundert, daß Männer, die sich durch ihre Wissenschaft, durch die schönen Einrichtungen, welche sie gemacht, durch die Bedienungen, denen sie vorstanden, besonders auszeichneten, dennoch lieber haben — wenn sie sich ia die Mühe gaben, etwas zu schreiben. — Denkmäler ihrer Gelehrsamkeit, als ihrer Beurtheilungskraft und ihrer Erfahrung hinterlassen wollen; denn so bald sich die Dinge ein wenig von den griechischen und römischen Formeln entfernen, wagen sies auch kaum, sie zu nennen: sie geben gar keine andre Beweise und Vorschriften, als die, welche durch das Ansehen eines Dichters oder Redners können bestätigt werden: und alle ihre Beyspiele sind immer nur aus der alten Geschichte genommen; daher kommt es, daß

Männer von Geschäften, welchen in ihrer Jugend dieser Geschmack an dem Alterthum nicht ist eingeflößt worden, dergleichen Bücher als ganz unbrauchbar ansehen, oder wenigstens glauben, daß sie ihnen zu nichts helfen können.

Was ist gelehrter und besser geschrieben, als der Traktat de legato, den Karl Paskal, ein gewis verdienter Mann, verfertigt hat? Allein wenn sich iemand einbildet, daß *ein* Abgesandter aus demselben viele Kenntnisse schöpfen könnte, um seine Geschäfte besser zu verrichten, und die Schwierigkeiten zu heben, die sich ihm darstellen — so betrügt er sich sehr. Ich sage nicht, daß es diesem Schriftsteller an praktischen Kenntnissen in dieser Art gefehlt habe, denn er führte ia den Charakter eines Gesandten bey den Graubündern. Ich klage nur die Thorheit seiner Zeit an, welche diese abgeschmackte Affektation von Gelehrsamkeit nothwendig machte. Ich glaube, daß Hugo Grotius, dieser fürtrefliche Mann, mehr als alle andre Schriftsteller, auf das Praktische Rücksicht genommen, und daß er den besten Gebrauch von den auserlesensten Stücken in der Geschichte und den alten Denkmälern gemacht habe, um die Regeln festzusetzen, die noch heutiges Tages ihre Kraft haben. Indessen hätte er doch seinem Jahrhunderte nützlicher seyn können, wenn er sich, ohne sich allezeit bis zu dem Grad von Gelehrsamkeit

zu

zu erheben, von dem man gestehen muß, daß wenige Menschen ihn erreichen können, zuweilen bekannter gemacht, und von Zeit zu Zeit die Gegenstände abgehandelt hätte, welche diese grosse Männer für Kleinigkeiten halten, die aber in dem Zustande, in welchem die menschlichen Dinge sind und wahrscheinlich immer bleiben werden, uns oft grosse Schwierigkeiten machen. Dahin gehören die Cerimonien, Titel, gewisse eingeführte Gewohnheiten, gewisse beym ersten Anblick gering scheinende Beobachtungen, die aber in der That von grosser Erheblichkeit sind.

Es giebt in der That viele Dinge, die zu wissen eben keine Ehre ist, aber die nicht zu wissen Schande seyn würde. Die Schriftsteller, die mehr ihren Ruhm, als den Nutzen der Leser zur Absicht haben, hüten sich, diese zum Gegenstand ihrer Untersuchungen, und Arbeiten zu machen. Die Gelehrsamkeit wird am häufigsten auf glänzende, und nicht auf nützliche Dinge verwendet. Schöne moralische Maximen, herrliche Sentenzen, sinnreiche Aussprüche, Anekdoten aus der Geschichte mit Sorgfalt ausgehoben, und mit Geschmack angebracht, kurz alles was den Rednern und Schriftstellern irgend einen Glanz geben kann, das sind die Dinge, die sie uns in grossem Ueberfluß darbieten. Man suche aber in ihren Schriften ja nicht solche

Sachen, die mehr nützlich im gemeinen Leben als glänzend in Gesprächen seyn könnten. Nicht eine einzige Periode beziehet sich darauf; ich pflege daher oft zu sagen, daß in einem von den populairen Büchern, welche unsere Gelehrten mit stolzer Miene, als blos mechanische Bücher verachten — wie z. B. die Abhandlungen über die Wirthschaft, oder irgend eine sitzende Lebensart sind, welche von Leuten ohne Gelehrsamkeit geschrieben worden sind — mehr gründliche und ächte Gelehrsamkeit anzutreffen sey als in dem Schauplatz des gemeinen menschlichen Lebens, und oft in einer ganzen Bibliothek. Durch diesen Fehler der Gelehrten ist es gekommen,, daß man heut zu Tage die in gemeinen Sprachen, und von mittelmässigen Schriftstellern geschriebenen Werke mit eben so vielem und vielleicht mit mehr Nutzen lieset, als die gelehrtesten und mühsamsten Abhandlungen, und man wird gewis aus einer Sammlung Zeitungen von zehn Jahren mehr als aus hundert klassischen Schriftstellern lernen.

Von der Tüchtigkeit rechtschaffener Männer zu Geschäften.

Th. 5. S. 355. epist. ad Bierlingium.

Maurier hat behauptet, Grotius habe die Geschäfte, die ihm wären aufgetragen wor-

worden, schlecht ausgerichtet. Dieß ist Verläumdung, und ich bin nicht der Meynung des Le Vassor, der behauptet, daß redliche Männer zu Geschäften nichts taugten. Ich will zugeben, daß sie zu den Geschäften der Tyrannen, oder der Lasterhaften nicht geschickt sind, wenn sie bey diesen die Stelle eines Ministers bekleiden sollten.

Von dem Ursprung des Kurfürstenthums Hannover.

Th. 6. Abschn. 1. Ep. ad Ludolphum. S. 113. u. 116.

Die Ursache, die den Gedanken der Errichtung eines neuen Kurfürstenthums veranlaßte, ist sehr natürlich, nemlich weil die alten Kurfürstenthümer der Gefahr ausgesetzt sind, und nicht mehr wie ehedem in der Mitte, sondern an den äusersten Grenzen des Reichs liegen. Ich sage ihnen dieß ins Ohr — Ich besorge auch, daß wir noch mehr werden errichten müssen, um zu verhindern, daß Frankreich, dessen Macht über den Rhein von Tage zu Tage wächst, nicht endlich auch in der Versammlung der Kurfürsten herrsche — —. Soll ich ihnen meine Besorgniß noch deutlicher äussern, so sage ich ihnen, daß ich befürchte, Frankreich werde, wenn es den ganzen Rhein unter seine Botmässigkeit brin-

bringen kann, mit einem mal die Hälfte des Kurfürstlichen Collegiums aufheben, und wenn denn die Grundstützen des Reichs erst erschüttert sind, werde der Körper selbst über den Haufen fallen — — Sie sagen mit dem Aristoteles, es sey die Pflicht eines guten Bürgers, die Republik in ihrem gegenwärtigen Zustand zu erhalten. Das ist sehr gut, aber man muß ihm auch kräftige Mittel dazu geben. Ein guter Arzt erhält den gegenwärtigen Zustand des Körpers, wenn er gesund ist, und verändert ihn, wenn er krank ist.

Von der Wahl des Königs in Polen.

Theil 6. S. 258. 7ter Brief an Herrn Thomas Burnet

Man hat sich in Frankreich sehr gewundert, daß man den Kurfürst in Sachsen *) zum König in Polen erwählt hat; man hat sich aber auch in Deutschland darüber gewundert. Ist iemals eine Sache geheim gehalten worden, so ist es gewiß diese. Wenn der Kurfürst vorher vor den Augen der ganzen Welt, heftig nach dieser Krone gestrebt hätte, so hättte

*) Der Kurfürst von Sachsen August, welcher im Jahr 1697. zum König in Polen erwählet wurde, schwur die lutherische Religion ab.

hätte man tausend Kabalen spielen können, um ihn davon auszuschliessen. Wie ich an einen von meinen Freunden nach Sachsen schrieb, sagte ich ihm, daß man ihnen wegen der Thronbesteigung ihres Fürsten Glückwünsche abstatten und wegen seiner Religionsveränderung Antheil an ihrem Misvergnügen nehmen müste, so wie bey dem Nachfolger eines verstorbenen grossen Herrn, wo die Kondolenz und Gratulationskomplimente pari passu ambulant. Aber so wie die Glückwünsche bey Vorfällen von der leztern Art das Uebergewicht haben, so befürchte ich, daß es iene in den Gemüthern der Sachsen haben mögten, die viel Betrübniß zeigen. Indessen thut der neue König, was er iezt thun kann, um sie zu trösten. Er hat sowohl seinen Unterthanen als andern protestantischen Fürsten zu erkennen gegeben, daß er keine Neuerungen im Lande vornehmen wolle. Er kann sich bey dieser Gelegenheit kein besseres Muster wählen, als das Beyspiel des verstorbenen Herzogs von Braunschweig Joh. Friedrich Bruders des Kurfürsten von Hannover. Dieser Fürst, der mich in diese Länder berufen hat, war der römisch-katholischen Religion zu gethan, und ohne Zweifel mit aufrichtigem Herzen, aber mit einer bewundernswürdigen Mässigung. Er hat seinen Ländern, und selbst den protestantischen Geistlichen nie die geringste

 Ver-

Veranlassung zu Klagen gegeben, und übte — freilich wird dieß den in Rechtssachen nicht gnug unterrichteten ganz scherzhaft vorkommen — das Recht des obersten Bischofs aus, wie alle andere protestantische Fürsten dem Münsterschen Friedensschluß gemäs thun, gesetzt auch, daß der päbstliche Nuntius zu Cöln, die Apostolischen Vicarii und die zur Bekehrung der Unglaubigen ausgeschickten Mönche viel dawider hätte sagen können. Die Sache wurde nach Rom gebracht, und der Pabst sprach selbst zu seinem Vortheil. Denn dieser Fürst that alles mit vieler Behutsamkeit. Ich halte für rathsam, daß man bey uns alles aufsuchen lasse, was sich damals ereignet hat, und es dem neuen Könige mittheile. Ich bin sehr bekümmert darüber, daß er nicht mehr protestantisch ist, allein man muß ihn so nehmen als er ist. Und da er ein Fürst von sehr grossen Verdiensten ist, und ganz heroische Eigenschaften besitzt, so wird Sachsen wohl thun, wenn es seiner schonet und nichts vornimmt, was ihn erbittern könnte! Denn er könnte seine Zeit absehen, wo er es ihnen könnte entgelten lassen, und wo sie es bereuen würden. Da er hingegen, wenn sie ihm ohnerachtet seiner Religionsveränderung und ihres Schmerzens ihre Ehrfurcht bezeigen, immer mit ihnen auf eine bescheidene Art umgehen wird, wie es sein Interesse erfodert.

dert. Ich hoffe, daß die Hochachtung, die er für den König von Gros = Brittannien hat, viel dazu beytragen werden. Indessen haben die Lutheraner iezt ihren Pabst verlohren, der ein Papist geworden ist. Sie müssen also zu einem reformirten Pabst ihre Zuflucht nehmen. Man muß sich erinnern, daß der Kurfürst von Sachsen das Haupt der Protestanten des deutschen Reichs so wohl der Lutheraner als der reformirten, auf den Reichstägen und bey allen andern Gelegenheiten war.

Vom Recht des Kaysers.

Th. 4. Abschn. 3. S. 300. diss. de actorum publicorum usu.

Man siehet in unserm codice diplomatico des Völkerrechts, daß der Name eines heiligen Reichs nur dem römischen Reich gegeben wird, und daß folglich der Titel **geheiligte Maiestät** eigentlich nur dem Kayser zukommt. In einem zwischen zweyen grossen Herren, dem König von Frankreich, und England im Jahr 1492. geschlossenen Traktat wird der König von Frankreich der **allerchristlichste**, die übrigen Könige werden **allerdurchlauchtigste**, die übrigen Fürsten **großmächtige** genennet. Der Kayser allein wird Ihro

geheiligte Maiestät genennt. Es ist zwar wahr, daß der Titel geheiligte Maiestät von Zeit zu Zeit auch andern Fürsten ist gegeben worden, aber auf eben die Art, wie die Kayser zuweilen **allerchristlichste**, oder **Katholische** sind genennet worden, und wie in dem Bündniß zwischen **Karl** den VII König von Frankreich und **Johann** II König von Castilien im Jahr 1434. beyde Könige zugleich **allerdurchlauchtigste**, und **allerchristlichste** genennet worden sind. Es ist merkwürdig, daß die Grafschaft Provence noch lange Zeit die Herrschaft des römischen Reichs über sich erkannt hat. Denn nicht allein der Kayser Rudolph that über die Erbfolge dieser sonverainen Herrschaft einen Ausspruch, sondern lange Zeit hernach im Jahr 1380. wurde die Adoption *) Ludewigs von Aniou von der Königinn Johanna, welche diesen Prinz zum Er=

*) Die Adoption wurde vom Pabst Clemens VII. vermöge der Oberherrschaft, welche sich die Päbste über das Reich anmaßten, und vermöge des Rechts des Kaysers bestätigt, von dem sie glaubten, daß es ihnen eben so wohl, als die Ausübung desselben während der Vakanz des römischen Throns zukäme. Die Confirmationsakte ist ganz sonderbar. Cod. Diplom. Tom. 1. art. 105.

Erben von Provence einsetzte, im Namen des Reichs bestätigt. Und man findet weder wann, noch wie das Reich sein Recht verlohren habe. Der Connetable von Bourbon, der sich zur Parthey Karls V. geschlagen hatte, machte vermöge der Autorität dieses Fürsten, auf die Succeßion der Grafschaft Provence Ansprüche. Man kann etwas ähnliches vom Dauphinat, und von dem ganzen Rhone Fluß sagen, den man noch itzt in der gemeinen Sprache einen Theil des Reichs nennt.

Man sieht auch in dem 29 ten Diplom, unter welchen Bedingungen, und mit welcher Behutsamkeit der König von Frankreich die Kirche von Lyon, und die Länder die davon abhingen, unter seinem Schuz nahm — Aber das merkwürdigste in Ansehung des Dauphinats, das der königlichen Familie in Frankreich vom lezten Dauphin Humbertus nur unter der Bedingung abgetreten wurde, daß es weder vom König in Frankreich, noch von seinem ältesten Prinz, oder Kronerben, sondern von dem iüngsten Prinz in Besitz genommen werden sollte, und zwar unter der Bedingung, daß es mit dem Königreiche Frankreich weder vereinigt, noch demselben einverleibet werden sollte, es sey denn daß das deutsche Reich und das Königreich gänzlich vereinigt wären.

Ge-

Geheime Aussichten des Herrn von Leibnitz in seinem codice diplomatico, in Ansehung der Rechte des Reichs.

Th. 4. Abschn. 2. S. 270. Brief an den Herrn Greiffenkranz, Gesandten des Fürsten von Ostfriesland zu Wien, im Jahr 1697.

Ich schäme mich, daß ich im Reiche, und besonders zum Besten des Reichs gearbeitet, und vom Kayserlichen Hof keine Unterstützung bey meinem Codex diplomatikus erhalten habe. Warlich ich bin so dreust zu sagen, daß man vielleicht seit langer Zeit kein Buch aufweisen kann, das so viel authentische Urkunden enthält, welche die Rechte und Ansprüche des Reichs bestätigen, oder erhalten können. Conring hat gesammlet, was er von ziemlich bekannten Schriftstellern hat sammlen können, und was schon gedruckt war, aber die Dokumente, die ich zu entdecken, das Glück gehabt, fehlten ihm eben so wohl, als andere Nachrichten von fremden Reichen. Niemand hatte z. B. öffentlich des Protokoll von der wahren Bestimmung der Grenzen zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich an dem Ursprung der Maaß, von dem Kayser Albert, und dem König Philipp dem Schönen, die selbst in Person dahin gekommen waren, gesehen; noch das richtige Formular von der

der Abtretung des Dauphinats an das Haus Frankreich, welches ausdrücklich die Rechte des deutschen Reichs vorbehält — noch den zwischen Frankreich, und dem Erzbischof von Lyon geschlossenen Vergleich, welcher ausweiset, daß Frankreich weiter nichts als das blosse Schutzrecht darüber haben sollte — und viele andere Stücke, als unter andern von der Provence, welche deutlich die Rechte des Reichs über alle Länder ienseit der Rhone, sichtbar machen, die der Pöbel daselbst noch Parte del imperio nennet; ich will nicht einmal vom Herzogthum Bar reden das seit langer Zeit zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich Streitigkeiten unterhalten hat, ich will auch die einzeln Nachrichten nicht erwähnen, die ich gegeben habe, und die ich noch in Ansehung des Rechts des Kaysers in Italien geben kann. Allein ohne Zweifel — könnte der Kayserliche Hof viele wichtige Sachen verschaffen, wenn sie auch nicht sehr alt wären. Ich mögte z. B. gerne das Diplom Karls V. haben, durch welches er einen Herzog von Florenz einsetzte, auch das Diplom welches Maximilian II. dem Großherzog zugestand. Denn man bildet sich ganz unrecht ein, daß alles, was kein Lehn ist, vom Reiche unabhängig sey. Ich habe ganz merkwürdige Sachen des verstorbenen Kardinal von Granvelle, ersten Ministers Karls V. und

und Philipps II. erhalten, und es wäre möglich, noch viele dergleichen zu bekommen, besonders wenn ich etwas darauf verwenden wolte, das immer in Vergleichung der Sache geringe seyn würde, aber für die blosse Neugierde eines Privatmannes zu kostbar. Diese Papiere sind in den Händen einiger Französischen Privatleute, daher muß ich dieß mit Klugheit anfangen, damit es nicht bekannt wird. Allein mein Codex diplomatikus giebt mir einen guten Vorwand zu dergleichen Nachforschungen, dessen sich der kayserliche Hof bedienen könnte, wenn man es für zuträglich hielte. Man muß die Sorgfalt der Franzosen rühmen, daß sie in diesem Stücke nichts für gering achten, selbst solche Dinge nicht, die schon sehr alt zu seyn scheinen. Vielleicht wäre es rathsam, wenn man dem Grafen von Kinsky alles berichtete. Er führt das Ruder in den Staatsangelegenheiten des Kaysers, und sein grosser Scharfsinn, der bis ins innere der Sachen eindringt, wird urtheilen können, ob es rathsam sey, auf die Rechte des Reichs, innerhalb und ausserhalb desselben Rücksicht zu nehmen. Ich finde sie noch wenig bearbeitet, und sie verdienten doch, daß sich verständige Männer ausdrücklich darauf legten. Ich könnte viel Bemerkungen darüber mittheilen, es wäre vielleicht nicht zur Unzeit angebracht, wenn man in neuen Friedens Trak-

taten einmal ein Wort mit anführte, welches auf die Erhaltung der alten Rechte des Reichs abzielte, und sagte, daß die alten Prätensionen von beyden Seiten durch freundschaftliche Wege, oder nach den Rechten in Richtigkeit gebracht werden sollten.

Ich hoffe, daß, nachdem der grosse Leopold zur Ausbreitung der Ehre des Reichs einen so festen Grund gelegt hat, der König einmal darauf bauen, und ein Gebäude wieder aufrichten werde, das in Verfall gerathen war. Ich glaube auch daß er die Prophezeihung zunichte machen wird, die bestimmen wollte, daß Karl V. das letzte gekrönte Haupt seyn würde, weil die Bildergallerie zu Bologna bey seiner Durchreise eingefallen war.

Bemerkungen über des Abts von Saint-Pierre Proiekt von einem immerwährenden Frieden.

Th. 5. S. 56.

Ich habe den Vorschlag zu einem ewigen Frieden für Europa mit Aufmerksamkeit gelesen, den mir der Abt von S. Pierre mitzutheilen die Ehre angethan hat. Ich bin überzeugt, daß ein solcher Vorschlag im ganzen genommen auszuführen wäre, und daß die Ausführung desselben eines von den nütz-

lich-

lichsten Dingen auf der Welt seyn würde. Wenn gleich meine Stimme von keiner Wichtigkeit ist, so glaubte ich doch, daß mich die Erkenntlichkeit verpflichtete sie nicht zurückzuhalten, und einige Bemerkungen zur Zufriedenheit eines so verdienstvollen Schriftstellers hinzuzusetzen, der viel Ansehen und Entschlossenheit haben muß, weil er es gewagt hat, sich mit glücklichem Erfolg dem Haufen derer, die dagegen eingenommen sind, und den Lästerungen der Spötter entgegen zu setzen.

In meiner Jugend lernte ich ein Buch kennen, das den Titel führte: Neuer Cyneas, dessen unbekannter Verfasser den grossen Herren den Rath gab, ihre Staaten in Frieden zu regieren, und ihre Streitigkeiten von einem niedergesetzten Tribunal beurtheilen zu lassen; Aber ich kann dieß Buch nicht wiederfinden, und ich erinnere mich keiner besonderen Umstände mehr daraus. Es ist bekannt, daß Cyneas der Vertraute des Königes Pyrrhus war, der ihm rieth sich sogleich zur Ruhe zu begeben, weil dieß doch seine Absicht wäre, welches er auch selbst gestand, sobald er Sicilien, Calabrien, Rom und Karthago würde überwunden haben.

Der verstorbene Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, der in dem grossen deutschen Kriege mit Ruhm eine Armee kommandirt hat —— hatte in einem seiner Werke, das

den

den Titel hatte, der bescheidene Katholik ein Proiekt einrücken lassen, welches sich dem des Abts von S. Pierre sehr näherte. Das Tribunal der grossen Herren sollte zu Lucern aufgerichtet werden. Ob ich gleich nur kurz vor dem Tode dieses Herrn mit ihm bekannt zu werden die Ehre hatte, so theilte er mir doch seine alte Gedanken mit und vertraute mir ein Exemplar von diesem Werke an, welches ziemlich selten ist.

Allein ich gestehe, daß die Autorität Heinrichs VII. mehr gilt, als alle übrige. Und ob man ihn gleich in Verdacht haben kann, daß er mehr damit umgegangen sey, das Haus Oesterreich zu stürzen, als die Vereinigung der grossen Herren zu Stande zu bringen, so siehet man doch allezeit, daß er dieß Proiekt für annehmlich gehalten hat, und wenn die Mächtigsten es vorschlügen, so würden es die übrigen gewiß gerne annehmen. Aber ich weiß nicht, ob sich die schwächern würden unterstanden haben, es den mächtigern Fürsten vorzutragen.

Es hat Zeiten gegeben, in welchen der Pabst durch das Ansehen der Religion und der allgemeinen Kirche beynahe etwas ähnliches ausgedacht hatte. Der Pabst Gregorius IV. warf sich mit den Bischöfen in Italien im östlichen und westlichen Frankreich

zum Richter in den Streitigkeiten zwischen Ludewig dem Frommen, und seinen Kindern auf. Nikolaus I. verlangte unter der Hand das Recht, mit einer Synode über Lotharius König von Austrasien zu bestimmen, daß er seiner Krone beraubt werden sollte, und Karl der Kahle, Onkle dieses Fürsten, unterstüzte, die Anmassungen dieses Pabstes zu seinem Privatvortheil. Gregorius VII. maßte sich ganz laut ein ähnliches, und fast noch grösseres Recht über den Kayser Heinrich IV. an, und Urban II. sein Nachfolger nach Viktor III. übte das Recht eines zeitlichen Vorstehers der allgemeinen Kirche, wenn gleich durch Umwege, aus. Denn er veranstaltete die Expedition wider die Ungläubigen. Man siehet hieraus, daß die Päbste für geistliche Oberhäupter, und die Kayser oder römischen Könige für weltliche Oberhäupter gehalten wurden; so spricht wenigstens unsere güldene Bulle von der allgemeinen Kirche oder von der christlichen Societät, und die Kayser sollten gleichsam die durch die Geburt dazu bestimten Generale derselben seyn. Dieß war gleichsam das Völkerrecht unter den römischen Christen einige Jahrhunderte hindurch, und die Rechtsgelehrten urtheilten eben so. Man findet in meinem Codex iuris gentium diplomaticus einige Winke davon, und in meiner Vorrede einige Anmerkungen darüber.

Die

Die Könige von Frankreich wurden viel gelinder als die übrigen behandelt, weil die Päbste dieselben nöthiger brauchten. Auf der Kostnitzer Kirchenversammlung fieng man an dieser Societät etwas mehr Gestalt und Ansehen zu geben, und nahm die Geschäfte nach den Nationen vor, und weil damals kein Pabst war, so wurde der Kayser Sigismund der Direktor der christlichen Societät. Man that damals sogar den Vorschlag oft dergleichen Kirchenversammlungen zu halten. Allein die Päbste, die ganz zufrieden damit hätten seyn sollen, daß ihre Autorität ausgeübt und ausgebreitet würde, hatten nicht die Eigenschaften eines Nikolaus I. oder eines Gregorius VII. an sich. Sie widersetzten sich also, weil sie befürchteten, sie mögten der Censur selbst unterworfen werden — und dieß war der Anfang des Verlusts ihres Ansehens. Kurz nachher siehet man auch drey sehr schlechte Päbste, welche kaum das Ansehen ihrer Vorfahren erhalten konnten. Die Erhebung zweyer nebenbuhlerischen Häuser kam damals mit der Wiederherstellung der Wissenschaften dazu. Kurz die grosse Veränderung im Occident verrückte den Zustand der Dinge ungemein und es entstand eine Spaltung, wodurch der größte Theil der ursprünglich deutschen Völker, von den ursprünglich lateinischen Völkern abgesondert wurde.

Indessen glaube ich, daß, wenn die Päbste in dem Kredit weiser und tugendhafter Männer gestanden hätten, die den zu Kostnitz genommenen Maßregeln hätten folgen wollen, sie den Mißbräuchen abgeholfen hätten, dem Bruch zuvorgekommen wären und die christliche Societät unterstützt oder gar befördert hätten.

Doch kann man noch itzt sagen, der Kayser habe in der christlichen Societät noch einige Rechte und die Direktion und dieß muß ihm seine Würde ausser dem Vorsitz auch verschaffen. Ich glaube also nicht, daß es recht und schicklich war, das Recht des römischen Reichs, das seit so vielen Jahrhunderten gestanden hat, auf einmal über den Haufen zu werfen. Karl VII. ist eben so wohl als Karl V. berechtigt, die Kayserkrone zu Rom anzunehmen, und sich an den Orten wieder für den König der Lombardey und römischen Kayser erkennen zu lassen; er hat keines von den Rechten verlohren, die Karl V. noch hatte, er ist sogar nicht einmal ausser Besitz. Die Rechtsgelehrten wissen, daß man weder seine Rechte noch den Besitz derselben verliert, wenn sich keine Gelegenheit zeigt, sie auszuüben, und daß man sogar nur dann verbunden ist, sie geltend zu machen, wann diejenigen, welche diese Rechte behaupten, erklären, daß sie dieselben aufgeben wollen. Da uns nun der Abt

von S. Pierre zwey Plane der christlichen Societät vorgelegt hat — nach dem einen macht der Kayser und das Reich nur ein Glied aus und hat nur eine Stimme; nach dem andern ist das Reich ganz vermischt, und der Kayser hat nur eine Stimme als höchster Erbherr so wie ieder von den Kurfürsten eine Stimme hat — so muß ich dem ersten mehr Beyfall geben. Die Billigkeit wird auch selbst nach dem Grundsatz des Abts von S. Pierre, daß die christliche Societät alles in seinem ietzigen Zustand lassen solle, diesem Plan den Vorzug geben. Und da das Herzogthum Savoyen und das Fürstenthum Piemont so gut als irgend ein deutsches Fürstenthum dem Reiche zu Lehn gehen, so sehe ich gar nicht ein, wie man sie auf eine rechtmässige Art von demselben trennen und ein besonderes Glied der christlichen Societät aus denselben machen könnte, das eine von der Stimme des Reichs verschiedene Stimme haben sollte. Es ist ietzt nicht nöthig, andere ähnliche Punkte genau zu untersuchen; So ist es zum Beyspiel entschieden, daß das Herzogthum Kurland, und die Republik Danzig von Polen abhangen, und nach Recht und Billigkeit nicht davon getrennt werden können, wenn Polen nicht darinn williget.

Ich finde, daß der Abt von S. Pierre das Reich mit Recht als ein Muster der christ-

christlichen Societät ansiehet; allein der Unterschied findet sich dabey, daß in dieser, welche nach seinen Vorschlag eingerichtet werden sollte, die Klagen der Unterthanen wider ihren Oberherrn nicht angenommen werden könnten, da hingegen in dem Reiche die Unterthanen wider ihre Landesherren, und wider ihre Obrigkeiten klagen können. Es giebt auch noch andere sehr wichtige Unterscheidungsmerkmale. In dem Kayserlichen Kammergericht hängen z. B. die Beysitzer, oder Richter nicht von den Instruktionen ihrer Fürsten, oder den Staaten ab, welche dieselben hingeschickt haben. Sie dürfen blos dem Urtheil ihres eigenen Gewissens folgen, da hingegen die Abgeordneten in dem christlichen Senat, nach ienem Proiekt die Instruktionen ihrer Principale befolgen müssen. Sie könnten auch nach ihrem Willkühr zurückberufen werden, aber die Beysitzer des Kayserlichen Kammergerichts gehorchen den Kurfürsten, Fürsten oder Kreisen, welche sie ernannt haben, nicht mehr. Ganz anders ist es mit den Versammlungen, welche der Kayser oder die Kreise zusammenberufen lassen, in welchen die Abgeordneten ganz von dem Befehle ihrer Principale abhangen. Da hingegen in dem öffentlichen Parlement zu England die Glieder nicht mehr von den Städten abhangen, welche sie ernannt haben, nicht wieder zurückgeru-

ru-

rufen werden können, und blos den Regungen ihres Gewissens folgen dürfen, so wie die Beysitzer des Kayserlichen Kammergerichts. Der Fehler der Vereinigung des Reichs liegt nicht, wie der Abt von S. Pierre anzunehmen scheint, darinn, daß der Kayser zu viel Gewalt, sondern daß der Kayser, als Kayser nicht genug Gewalt habe. Denn das Reich hat fast keine Einnahme, die nicht veräussert, oder mit Nachlässigkeit eingefodert werde. Und die Antworten der Versammlungen können eben sowohl als die Entscheidungen der Tribunale, wenn sie gegen mächtige Personen gerichtet sind, nur mit vieler Mühe vollzogen werden.

Eine andere Bemerkung des Herrn von Leibnitz.

Th. 5. S. 65. zweyter Brief an Herrn Grimarest.

Ich habe etwas von dem Proiekt des Abts von S. Pierre zur Erhaltung eines immerwährenden Friedens in Europa gesehen. Ich erinnere mich hierbey der Grabschrift auf einem Gottesacker, mit dem Zusatz pax perpetua. Die Todten streiten sich nicht, aber die Lebenden sind ganz anders gesinnt, auch die Mächtigsten achten die Tribunale nicht sehr. Alle diese Herren müßten eine

bürgerliche Kaution stellen, oder in die Banck des Tribunals eine gewisse Summe niederlegen, ein König von Frankreich z. B. hundert Millionen Thaler, und ein König von Gros-Brittannien nach Verhältniß, damit die Sentenzen des Tribunals an ihrem Gelde vollzogen werden könnten, im Fall sie sich widersetzen sollten — — Ich erinnere mich, daß ehedem ein kluger Fürst, mit dem ich bekannt war, etwas ähnliches sagte, und haben wolte, daß Lucern in der Schweiz der Sitz des Tribunals seyn sollte. Ich wäre damit zufrieden, wenn man es auch in Rom anlegte, und den Pabst zum Präsident machte, so wie er ehedem würklich das Ansehen eines Richters über die christliche Fürsten hatte. Aber die Geistlichen müßten auch ihr altes Ansehen wieder bekommen, und ein Verbot, eine Exkommunikation müste die Könige und Königreiche zitternd machen, wie zur Zeit Nikolaus I. und Gregorius VII. damit die Protestanten darinn einwilligten, müste man Ihro Heiligkeit bitten, die äussere Form der Kirche wieder in den Stand zu setzen, wie sie zur Zeit Karls des Grossen war, da er die Kirchenversammlung zu Frankfurt hielt, und alle bisher gehaltene Kirchenversamlungen für ungültig zu erklären, die nicht für oekumenische gehalten werden können. Die Päbste müssen auch den ersten Bischöfen zu Rom gleich seyn.

Dieß sind Proiekte, die eben so leicht zu Stande kommen werden, als des Abts von S. Pierre seines; allein weil es iedem frey stehet, Romane zu machen, warum sollten wir eine Erdichtung so übel finden, die uns das goldene Zeitalter zurückführen würde. *)

Von der unumschränkten Regierung.

Th. 4. Abschn. 3. S. 360. de iure Suprematus.

Meine Meynung über die Beschaffenheit der Republik kann mit des Hobbes Grundsätzen nicht vereiniget werden. Aber ich weis auch, daß in ganz Europa keine gesittete Nation

*) Leibnitz sagte noch in einem Briefe an Herrn Widou, Rathsherrn in Hamburg: Was auch der Abt von S. Pierre für Gründe anführen mag, so werden doch die grössesten Mächte, der Kayser, der König von Gros-Brittannien, Frankreich, Spanien nicht sehr geneigt seyn, sich einer gewissen neuen Herrschaft zu unterwerfen. Wenn der Abt sie alle katholisch machen, und sie überreden könnte, die Untrüglichkeit des Pabstes zu glauben, so hätte man keine andere Herrschaft als die des Stadthalters Jesu Christi nöthig. Th. 5. S. 476.

tion ist, die durch solche Gesetze regiert wird, als sich dieser Schriftsteller eingebildet hat; und wenn wir ihm glauben wollen, so giebt es unter uns nichts als Anarchien. Hier ist die kurze Vorstellung seines Systems: Er behauptet zuförderst, daß die Menschen von Natur **das Recht haben, alles zu thun was ihnen nützlich zu seyn scheint und daß sie also ein Recht über alle Dinge haben;** *allein* wenn man sich dieses Rechts bedienen wollte, so würden daraus lauter blutige Kriege entstehen, die für ieden gleich traurig wären. Hieraus schließt er, daß der Friede nöthig sey, daß man also das Recht aller über alles, folglich das eigene Urtheil eines ieden, welches die Quelle davon ist, aufheben und einschränken müsse; daß daher ein ieder seinen Willen der Republik, das heist, einem Monarchen, oder einer Gesellschaft der Grossen oder dem Volke, oder um mich in andern Worten auszudrücken, einer Person im natürlichen oder bürgerlichen Verstande unterwerfen müsse, damit alle und iede so angesehen werden können, als ob sie das wollten, was die Republik oder die Person, welche sie vorstellt, will. Er setzt hinzu, daß diese bürgerliche Person der Republik, welche alle übrige vorstellt, nothwendig nur eine seyn müsse und daß man den Zweck verfehlen würde, wenn man die Rechte der obersten Macht unter viele Personen oder

Kollegen vertheilte. Denn wenn z. B. die eine das Recht hätte, Gesetze zu geben, und die andere, Auflagen zu machen, beyde dächten verschieden, und keine wollte der andern nachgeben; so wäre dieß eine Republik, die sich durch sich selbst aufriebe; weil endlich —, da man nichts ohne Geld anfangen kann, welches die Triebfeder bey allen Unternehmungen ist, — ganz deutlich erhellet, daß derienige, der dem andern die Abgaben abschlagen kann, diesen auch aus allen seinen Rechten zu vertreiben vermögend ist. Hobbes hält dieß für ungereimt. Es folgt aus seinen Grundsätzen noch mehr, und er leugnet die Folge selbst nicht, daß ieder Monarch, das heißt, ieder Regent, der die Stände nicht zusammen zu berufen verbunden ist, in Ansehung seines Nachfolgers nach Willkühr Verordnungen machen kann. Indessen würden gewiß die Grundsätze und Folgen selbst in Frankreich verworfen werden, welche uns einige Schriftsteller als ein Beyspiel einer unumschränkten Regierung vorstellen. *)

Der

*) Man verwechselt oft die unumschränkte Gewalt mit der willkührlichen. In Frankreich ist die Regierung sehr unumschränkt, weil sie monarchisch ist. Bossuet sagt: Es ist eine ganz verschiedene Sache, wenn die Regierung unum-

Der unrichtige Schluß des Herrn Hob-
bes bestehet in der Behauptung, daß man
durchaus nichts leiden müsse, was Unbequem-
lich-

umschränkt und wenn sie willkührlich ist. Sie
ist unumschränkt in Ansehung des Zwanges,
denn keine Macht ist im Stande, den Souve-
rain " zu zwingen, welcher in diesem Verstan-
„de von aller menschlichen Autorität unabhän-
„gig ist. Aber daraus folgt nicht, daß die Re-
„gierung willkührlich sey; denn ausser daß al-
„les dem Gerichte Gottes unterworfen ist, die
„sogenannte willkührliche Regierungsart nicht
„ausgenommen, giebt es noch in den Reichen
„Gesetze, und was wider diese vorgenommen
„wird, kann von keiner Kraft und nicht Recht
„seyn. Es werden immer Mittel vor-
„handen seyn, sich demselben entweder bey an-
„dern Gelegenheiten oder zu andern Zeiten, zu
„widersetzen; Wann nun jeder rechtmässiger
„Besitzer seiner Güter bleibt, so kann niemand
„glauben, daß er iemahls etwas sicher zum
„Nachtheil der Gesetze besitzen könne, denn die
„Wachsamkeit und Aufmerksamkeit derselben
„wider Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkei-
„ten höret nie auf. Ich habe dieß schon an
„einem andern Ort weitläuftiger erklärt. Bos-
„suet Politique Sacrée. Liv. 8. art. 2.

lichkeiten nach sich zöge. Dieß ist der Natur der menschlichen Dinge zuwider. Denn ob ich gleich nicht leugne, daß aus der Theilung der obersten Gewalt häufige Spaltungen, und sogar, wenn Jemand auf seine Meynung beharret, würkliche Kriege entstehen müßen; so lehret doch die Erfahrung augenscheinlich, daß die Menschen sehr oft gewisse Mittelwege einschlagen, um die Republik durch eine unzeitige Standhaftigkeit nicht dem gänzlichen Untergange auszusetzen. Die Republik Polen, und die vereinigten Niederlande sind sehr bekannte Beyspiele davon. In Polen kann ein einziger Landbothe, durch Hartnäckigkeit, den Reichstag aufheben. Wenn in Holland Sachen von äusserster Wichtigkeit, als Friede, Krieg, Bündnisse, vorgenommen werden, so kann der Mangel der Einwilligung von einer einzigen Stadt allen Fortgang hindern. Und doch werden durch die Klugheit und Bescheidenheit derer, die das Ruder führen, die meisten mit allgemeiner Uebereinstimmung glücklich zu Stande gebracht. Selbst auf den Reichstagen des deutschen Reichs wird nicht alles nach der Mehrheit der Stimmen entschieden. Es giebt Punkte, wo eine einmüthige Uebereinstimmung erfodert wird. Alle diese Dinge würden dem Hobbes eine würkliche Anarchie zu seyn scheinen. Sie sind auch einigen an-

dern

dern Schriftstellern, die von der Konstitution des deutschen Reichs mit zu wenig Verschonung gesprochen haben, seltsam vorgekommen. Aber ich kann hierauf sagen, daß, wenn sich dieß also verhält, in Holland, Polen, England, Spanien und Frankreich selbst dergleichen seltsame Dinge anzutreffen sind.

Man wird nicht daran zweifeln, wenn man davon denkt, was die verschiedenen Stände und die Vornemsten in Frankreich zuweilen in ihrem Parlemente über die Grundgesetze des Reichs und die Grenzen der königlichen Gewalt für Erklärungen gethan haben. Es ist auch bekannt, daß man von der Geistlichkeit, welche den dritten Theil des Staats ausmacht, auf ausdrücklich an sie ergangene Befehle keine Subsidiengelder erhält, wohl aber durch Bitten, Unterhandlungen und Vergleiche. Ueberdem besteht die Hälfte von Frankreich aus Provinzen, die man, weil sich die Landstände in denselben versammlen, pays d'etats nennt, z. B. Bretagne, Languedoc, Provence, Bourgogne, über welche der König nicht mehr Recht hat, ausserordentliche Auflagen zu machen als der König von England in seinem Reiche; und alles, was er hierinn wider die Gesetze und dasalte Herkommen verfügte, würde nur durch einen Zufall Kraft und Dauer bekommen können. Die Türken sogar glauben nicht, daß ihr Sultan

von

von allen Gesetzen unabhängig sey. Dieß erhellet aus der Beschaffenheit des Urtheils, das über den Sultan Ibrahim ausgesprochen wurde. Denn seine Absetzung geschahe nicht in einem Tumult, wie die Ermordung des Osman. Sie wurde nach einer reiflichen Ueberlegung der vornemsten Civil- und Militair - Bedienten vorgenommen. Der Hohepriester oder Mufti ließ dem Sultan selbst durch ein Dekret bekannt machen, daß er vor dem Chan - Alla oder dem Gerichte Gottes erscheinen mögte. Auf seine Weigerung meldete man ihm, daß seine Unterthanen von dem Eid der Treue losgesprochen wären.

Indessen führe ich dieß nicht an, als ob ich das Verfahren dieser Barbaren, die bald in das eine, bald in das andere Extrem fallen, billigte. Aber ich mache aus allen vorhergegangenen Beobachtungen den Schluß, daß die Regierung des Hobbes, weder unter gesitteten, noch barbarischen Nationen existire *). Ich halte sie sogar, weder für

*) Es ist in der That ungereimt, sagt Bossuet, mit dem Hobbes anzunehmen, daß die Völker ihren Beherrschern eine Macht ohne Grenzen eingeräumet und eingewilliget hätten, künftighin den Willen des Oberherrn, in allen Fällen als ihren

für möglich, noch für wünschenswürdig. Es müßte denn seyn, daß diejenigen, welche die Auto-

ihren eigenen anzusehen. Aber es ist nicht ungereimt anzunehmen, daß sich ein Volk einem Regenten ohne würkliches Bündniß, und ohne sich irgend eine Gewalt gegen ihn vorzubehalten, ergeben habe.

Wir wollen den vortreflichen Bossuet noch weiter anhören. Ist die Stelle gleich lang, so wird sie doch nicht unangenehm seyn.

Jurieu wirft die Frage auf, was wohl ein Volk für einen Grund gehabt haben mögte, sich einem so mächtigen Oberherrn zu unterwerfen, der demselben allerley Böses anthun könnte? Es ist nicht schwer ihm zu antworten: Eben den Grund, welcher die freyesten Völker nöthigte, wenn sie in den Krieg gehen musten, ihrer Freyheit zu entsagen, und ihren Generalen eine unumschränkte Gewalt über sich einzuräumen. Man wird es lieber darauf ankommen lassen, auf eine ungerechte Art, auf Befehl seines Generals umzukommen, als sich durch Spaltungen einem Verlust aussetzen, der nur zu gewiß ist, wenn ihre Feinde mehr durch Einigkeit verbunden sind. Nach eben diesen Grundsatz hat man ein sehr freyes Volk,

z. B.

Autorität in Händen haben, englische Tugenden an sich hätten. Denn die Menschen, wer-

z. B. die Römer, sich selbst zur Friedenszeit, einen unumschränkt regierenden Senat setzen sehen, um gewisse Vortheile zu erhalten, und gewissen Uebeln auszuweichen, die man nur durch diese Aufopferung vermeiden, oder gewinnen kann. — — Aus ähnlichen Ursachen giebt ein Volk, welches die Unbequemlichkeiten, die Verwirrungen, die Schrecken der Anarchie erfahren hat, alles hin, um denselben auszuweichen. Und da es keine Gewalt über sich einräumen kann, welche nicht wider dasselbe gerichtet werden könnte, so wagt es lieber, von einem Regenten übel behandelt zu werden, als sich in solche Umstände zu versetzen, daß es die Folgen seiner eigenen Wuth zu erwarten hätte, wenn es sich eine Gewalt vorbehielte. Es glaubt daher nicht, daß es seinen Oberherren eine Gewalt ohne Grenzen einräumen müsse. Denn wenn die Menschen auch nicht gegen die Grenzen, der Vernunft und der Billigkeit gefühlvoll genug sind, so giebt es doch Grenzen des eigenen Interesse, die man oft siehet, und die man nie verachtet, wenn man sie siehet. Dieß hat alle Rechte der Oberherren hervorgebracht, welche eben sowohl die Rechte ihrer Völcker, als auch ihre eigene sind.

werden dafür halten, es sey zuträglich für sie, ihren eigenen Willen nicht zu verleugnen, und wer=

Das Volk, das in die Nothwendigkeit gesetzt war, sich einem Herrn zu unterwerfen, kann nichts bessers thun, als wenn es demienigen, den es über sich setzt, die Erhaltung desselben wichtig zu machen sucht; ihm den Staat übergiebt, damit er ihn wie sein eignes Gut erhalte: Es ist ein sehr wichtiges und sicheres Mittel, wenn man sein Wohl mit dem Wohl des Staats zu verflechten weis. Aber es ist auch ein Mittel, ihn durch viel engere Bande mit dem allgemeinen Wohl zu verbinden, als wenn man das Reich seiner Familie giebt, damit er den Staat wie sein eigenes Erbtheil und selbst wie seine eigene Kinder liebe. Es ist selbst ein Glück für das Volk, wenn die Regierung leicht wird, wenn sie durch dieselben Gesetze fortdauert, welche mit dem menschlichen Geschlechte fortdauern, und wenn sie gleichsam mit der Natur fortgehet. Die Völker also, bey welchen die Thronfolge erblich ist, haben sich dem Scheine nach eines Vorzugs beraubt, nemlich der Wahl ihrer Regenten. Im Grunde betrachtet gewinnen sie dadurch ein Gut mehr. Das Volk muß es als einen Vortheil ansehen, wenn es seinen Oberherrn sogleich findet, und eine so starke Triebfeder nicht erst wieder in Gang bringen darf. In dieser Rücksicht ist es nicht immer Schwachheit

werden auf eine solche Art für ihr Wohl sor-
gen als es ihnen am zuträglichsten zu seyn
N 2 schei-

heit und Selbstverleugnung, sich mächtige Oberherren zu geben. Es ist oft nach der eigenthümlichen Denkungsart der Völker und der Verfassung der Staaten mehr Weisheit und Scharfsichtigkeit in ihren Blicken.

Es ist also ein grosser Irrthum, mit Herrn Jurieu zu glauben, daß man der obersten Macht nur Grentzen setzen könne, wenn man sich ein höheres Recht über sie vorbehalte. Was ihr schwach machen wollet, damit es euch nicht schaden kann, wird auch in der Absicht schwach, daß es euch nicht helfen kann, und ohne die Macht durch die Gewalt, die ihr euch gegen dieselbe vorbehalten könntet, einzuschränken, bleibt doch das natürlichste Mittel zur Verhinderung eurer Unterdrückung, daß ihr sie mit eurem Wohl in genaue Verbindung setzet.

Ich weiß nicht, ob iemals in einem Reiche eine weisere und gemäßigtere Regierung gewesen ist, als die Regierung der Römer in den Provinzen war. Das römische Volk nahm sich in acht, daß es den unterworfenen Völkern auch nicht einmal einen Schatten von Herrschaft übrig ließ, weil es sich dieselben mit Gewalt unterwürfig gemacht hatte, und weil eine von ihren Maximen zur Gründung ihres Ansehens

scheinet. So lange sie nicht von der Weis-
heit, und höchsten Macht ihrer Führer über-
zeugt

hens war, den Sieg so weit zu treiben, daß sie die überwundenen Völker von ihrer Ohnmacht überzeugten, dem Sieger zu widerstehen. Aber wenn sie auch die Macht so weit getrieben hätten, daß sie sich bey diesen Völkern keine rechtmässige Gewalt vorgestellt hätten, welche sie der ihrigen hätten entgegen stellen können; so hielt sie doch des Staats Interesse in gehörigen Schranken. Man sahe wohl ein, daß man die öffentlichen Quellen nicht verstopfen, noch diejenigen ganz niederdrücken müste, deren Beystand man nöthig hätte. Wenn man zuweilen diese schöne Maximen vergaß, wenn der Senat, wenn das Volk wenn die Oberherren, im Fall es dergleichen gab, von den Grundsätzen einer guten Regierung abgiengen, so dachten doch ihre Nachfolger wieder an das Interesse des Staats lebhaft genug, welches im Grunde betrachtet ihr eigenes war. Die Völker erholten sich wieder und ohne neue Oberherren aus denselben zu wählen, nahm sich M. Aurelius vor, in der unumschränktesten Monarchie die vollkommenste Freyheit des unterworfenen Volks einzuführen. Dieß ist um so viel leichter, da die unumschränktesten Monarchien, in gewissen Grundgesetzen, ge-

zeugt seyn werden. Ohne diese letzte Bedingung ist die vollkommene Aufgebung des eigenen

gegen welche man nichts machen kann, Grenzen haben, welche nicht verrückt werden können. Einem Unterthanen das Vermögen zu rauben um es einem andern zu geben, ist eine Handlung dieser Art. Man hat nicht nöthig, den Unterdrückten gegen den Unterdrücker zu bewafnen Die Zeit streitet für ihn, Gewaltthätigkeit schreiet wider sich selbst, und es ist kein Mensch so unsinnig, daß er glauben sollte er würde das Glück seiner Familie auf solche Handlungen sicher gründen. Der Vortheil des Regenten hängt selber davon ab, daß er sie verhindern. Er siehet ein, daß er die Regierung beliebt machen muß, damit sie dauerhaft bleibe, und immerfort bestehe. So wie der wahre Vortheil des Volks darinn bestehet, daß es das Wohl seiner Beherrscher mit seinem eigenen in Verbindung bringt, so hängt auch das wahre Interesse derer, die regieren davon ab, daß sie ihre Erhaltung mit den ihnen untergebenen Völkern genau verbinden. Auf diese Art wird der Fremde mit Eifer zurückgesetzt, der Aufrührer und Empörer wird nicht gehöret; die Regierung gehet ganz allein ihren Schrit fort, und erhält sich, so zu sagen, durch ihr eigenes Gewicht. Einsichtsvolle Könige,

Willens würklich unmöglich. Des Hobbes Beweise haben also nur in einer Republik statt,

nige setzen sich selbst Grenzen, ohne daß sie befürchten dürfen, man werde sie dazu zwingen; denn sie wollen verhindern daß sie Jemand überrasche, oder ihnen zuvorkomme. Sie binden sich an gewisse Gesetze, weil sie eine übertriebene Macht endlich selbst aufreibet — — Endlich siehet man deutlich genug, daß die zu hoch gespannten Maximen des Herrn Jurieu der Vernunft und selbst der Erfahrung des grösten Theils der Völker des Erdbodens widersprechen. Indessen muß man auch auseinander setzen, was dieser Minister für das überzeugendste hält. Er glaubt uns zum Stillschweigen zu bringen, wenn er die Frage aufwirft: was man mit einem Fürsten anfangen müsse, welcher der Hälfte einer Stadt den Befehl gebe, die andere umzubringen, und zwar unter dem Vorwande, daß sie einem ungerechten Befehl zu gehorchen sich geweigert. — — Zu fragen, was man mit einem Fürsten anfangen müße, der einen solchen Vorsatz gefaßt hätte, das heist mit andern Worten fragen, was man mit einem Fürsten anfangen müße, der rasend und so zügellos würde, daß das menschliche Geschlecht kein ähnliches Beyspiel kennte. In diesem

statt, in der Gott selbst König ist; weil man sich nur allein auf Gott in allen Umständen verlassen kann.

Arzneikunst

Wichtige Bemerkungen über die Arzneikunst.

Th. 2. Abschn. 2. S. 110. *Relatio de novo Antidysentiro Americano.*

Das menschliche Geschlecht wird von einer Menge Uebeln niedergedrückt, die man nicht so sehr der Natur, auf deren Rechnung wir fälschlich, ich will nicht einmal sagen, schänd-

sem Falle würde die Antwort leicht seyn. Jedermann könnte dem Minister sagen, daß man Fürsten Vormünder gegeben hat, wenn sie noch nicht so unsinnig waren, als derienige ist, den er anführet. Seine vermeinte Herrschaft über das Volk kann hier nicht statt finden. Der natürliche Nachfolger eines Regenten, dessen Gehirn in einem so üblen Zustande wäre, oder dessen Triebfedern, so gewaltsam angespannet würden, würde denn natürlicher Weise das Scepter des Reichs führen. *Bossuet cinquieme avertissement Tome IV. de l'edition in 4to pag* 219.

lichst unsere eigenen Fehler setzen, als der Thorheit der Menschen zuschreiben muß, welche macht, daß sie die Ursachen und Heilungsmittel der Krankheiten zugleich vernachlässigen. Es ist wahr, die geheimen Ursachen sind unsern Augen noch oft verborgen, so sehr verborgen, daß Cartesius, dieß grosse Genie, in einem Briefe an einen Freund das Geständniß ablegte, nach so vielen Nachtwachen, die er dem Studium der Natur gewidmet, sey er nicht einmal im Stande, das leichteste Fieber sicher zu heilen. Zum Unglück handeln wir hierinn mehr nach Erfahrungen, als nach Grundsätzen, und beschäftigen uns mehr damit, daß wir unsere Hypothesen mit den durch die Erfahrung schon erlangten Kenntnissen vereinigen, als daß wir unsere Erfahrungen zur Bestätigung unserer Hypothesen anwenden sollten. Wir können indessen keine rechte Uberzeugung haben, daß unsere Hypothese glücklich sey, wenn sie uns nicht auf eine natürliche Art zu Erscheinungen führt, auf welche sie nicht gebaut ist; wenn sie uns nicht Erfahrungen erspart und uns in den Stand setzt, durch Vernunftschlüsse den Erfolg der Versuche vorauszusehen, die noch nicht gemacht worden sind. Meine Absicht bey dieser Beobachtung ist nicht gegen die Systeme, und Muthmassungen vieler gelehrten Aerzte Verachtung einzuflössen, ich schätze sie im Gegentheil

theil hoch, und sehe sie als Vorboten, und Erstlinge der Wahrheit an. Ich verlange nur, daß man das gewisse von dem ungewissen absondere, und eine Kunst nicht mehr, durch unnütze und unaufhörliche Neuerungen beschwere. Ich verlange, es begreiflich zu machen, daß iemehr wir uns zuweilen von der richtigen Ursache entfernt haben, wir desto mehr Fleiß anwenden, die Krankheiten zu beschreiben, und die Beobachtungen zu vervielfältigen, weil dieß das wahre Mittel ist, endlich die Ursachen auszuforschen, und diese Wissenschaft zu vervollkommnen. Meiner Meynung nach müste man daher in allen Ländern Annalen der Arzneikunst verfertigen, zugleich die größten Meister in der Kunst bitten, daß sie schriftlich aufsetzten, was sich ihnen merkwürdiges gezeigt hat, und iunge Leute — die ihre Schüler sind, und sie bey ihren Krankenbesuchen begleiten — einladen, daß sie hierzu ihre Feder hergeben. Kurz man muß allen denen, welche in den verschiedenen Ländern einiges Ansehen haben, diese wichtige Maximen einschärfen, welche sie oft bey ihrer eigenen Person, und bey allen, die ihnen lieb sind, und am häufigsten zu spät als richtig erkennen, nemlich daß nach der Tugend und öffentlichen Ruhe dem Menschen nichts schäzbarer sey, als die Gesundheit, und daß die Kunst sie zu erhalten, und wieder herzustel-

 len,

len, unter allen Künsten am meisten verdiene, daß die Regierung des Landes keine Mühe spare, ihren Fortschrit zu befördern. Ich rede itzt mit so viel mehr Zuversicht, da ich selbst kein Arzt bin, und man mich nicht in dem Verdacht haben kann, als ob ich mein besonderes Interesse zum Augenmerk hätte. Ich habe sogar Ursache den Gedanken zu hegen, daß die Fürsten, oder ihre vornehmsten Minister, in dieser Absicht ihre Pflicht erfüllen würden, wenn nicht ein gewisser unglücklicher Wahn diese Männer an allen Orten eingenommen hätte, die man gemeiniglich scharfsichtiger ansiehet, als andere Leute — daß nemlich die Arzneikunst, einen kleinen Theil davon ausgenommen, den Jedermann kennet, eine ungewisse Kunst sey, und die gleich dem Stein der Weisen nur dazu diene, daß sie herrliche Hofnungen und die Leichtgläubigkeit der Menschen unterhalte. So wie man überall Menschen antrift, welche ihren Witz gegen die Religion auslassen, und sich einbilden daß sie eine gewisse Stärke des Geistes zeigten, wenn sie die Frömmigkeit lächerlich machen; so trift man auch andere an, die mit weniger Bosheit, aber mit eben so wenig Klugheit, beständig über die Aerzte spotten. Es ist entsetzlich! beide spotten auf Unkosten ihrer Wohlfart. Ich für mein Theil wage es zu behaupten, daß wenn sich Jemand die Mühe

neh-

nehmen sollte, die Sache gründlich zu untersuchen, er mehr über den Fortschrit, als über die Mängel der Kultur der Arzneikunst erstaunen sollte. Wir haben die meisten Heilungsmittel der Alten verlohren, und zuweilen kennen wir kaum die blossen Namen ihrer Medikamente. Es sind wenigstens zweyhundert Jahr her, da die Arzneikunst wieder auflebte. Die Zergliederungskunst wird erst seit einem Jahrhundert bearbeitet; Und erst seit einem halben Jahrhundert hat uns die Entdeckung der Cirkulation des Bluts die innere Beschaffenheit des menschlichen Körpers kennen lehren. Hat man also nicht Ursache sich zu wundern, daß wir so viel fürtrefliche Grundsätze, wichtige Erfahrungssätze, und würksame Heilungsmittel ohnerachtet der tiefen Unwissenheit, in Ansehung der Ursachen besitzen, in welcher das menschliche Geschlecht, bis auf unsere Zeiten versunken gewesen ist. Besonders wenn man erwägt, daß wir vor dem Kopernikus und Kepler sogar die Struktur und die Bewegung der Maschiene der Welt nicht wusten.

Wenn die Arzneikunst bey den vielen Gelegenheiten, die uns Gott heut zu Tage verschaft, immer weiter in derselben fortzurücken, noch immer so unvollkommen ist, so muß man es nicht so sehr den Aerzten zuschreiben, welchen ihre Beschäftigungen oft kaum

erlauben, nothdürftig zu essen und zu schlafen so muß man, sage ich, es nicht so sehr ihnen zuschreiben als den Männern, die in grossen Aemtern stehen, die sich mit eben so viel Ungerechtigkeit als Unbedachtsamkeit von einem so wichtigen Theile der öffentlichen Angelegenheiten losmachen, und es blossen Privatpersonen überlassen, die überdem noch die Sorge auf sich haben, sich ihren Unterhalt damit zu verdienen.

Was macht wohl mehr unsere Verwunderung rege? Man befestigt Städte, man läßt Ingenieurs in denselben zusammen kommen, man umschließt sie mit Werken, welche mit ungeheuren Kosten erbauet werden, und die öfters doch kaum hinreichen, eine monatliche Belagerung auszuhalten, und doch ist man unthätig, wenn es darauf ankommt die Verwüstungen eines innerlichen und beständigen Feindes aufzuhalten, welchen unsere Natur, und zuweilen unsere Unvorsichtigkeit wider uns selbst wafnen. Man müßte also sorgfältig Beobachter aufsuchen, sie unterhalten, sie aufmuntern, und in einer Sache von so grosser Wichtigkeit die Genauigkeit, und selbst die Neugierde auf das äusserste treiben. Wenn diejenigen, denen es Amtswegen obläge, die Vorschläge ausführten, die ich gethan habe; so zweifele ich nicht, daß man in einem Jahrhunderte — das so aufgeklärt ist, als das un-

unsrige und in dem man es, in der Kunst die Begriffe aufzulösen, so weit gebracht hat, bey so vielen vortreflichen Köpfen, und einem so grossen Ueberfluß an Hülfsmitteln, die wir überdem noch mit Hülfe der Chymie und der Anatomie, in die geheimsten Theile des Körpers hineindringen können -- so zweifele ich nicht, sage ich, daß man in zehn Jahren mehr vorwärts rücken wird, als man ehedem in einem Jahrhundert gekommen, oder als man noch in eben dem Zeitraum vorwärts rücken könnte, wenn unsere Nachlässigkeit in diesem Stücke anhaltend wäre.

Ich erinnere mich, in einem Buche gelesen zu haben, welches Vansleb aus Egypten nach Frankreich geschickt hatte, daß ein gewisser Kalife oder Sultan, die geschicktesten Aerzte zusammen berufen und ihnen aufgetragen hatte, gemeinschaftlich an der Vervollkommung ihrer Kunst zu arbeiten. Auf diese Weise wollten sich die Menschen damals mit allem Ernst den ersten von allen Vorzügen verschaffen, aber mitten in der dikſten Finsterniß ihrer Jahrhunderte konnten sie es nicht. Heut zu Tage, da sie könnten, wollen sie nicht, oder sie bilden sich fälschlich ein, daß sie nicht können.

Man muß indessen zugeben, daß die unglücklichen Zeiten, die durch die Uneinigkeiten der grossen Herren veranlaßt worden sind,

in diesem Jahrhunderte nicht wenig beygetragen haben, daß die Wissenschaften keinen glücklichern Fortgang gehabt; gleichsam als ob sich ein böser Genius beständig in den Weg legte, damit wir nicht glücklicher werden sollten, als wir es zu seyn verdienen.

Die Arzneikunst hat den Vorzug vor der Kriegeskunst.

Th. 5. S. 68. Vierter Brief an den Herrn von Grimarest.

Die Arzneikunst ist besser als die Kriegeskunst, und würde noch viel mehr geschätzet werden, wenn die Menschen vernünftig wären. Beyde sind sehr schwer, und hängen sehr von dem Glück ab. Ich befürchte, daß die grossen Aerzte eben so viel Menschen umbringen, als die grossen Generale. Es ist ein Unglück, daß man sich mehr auf die Kunst Schaden zu thun, als auf die wohlthätigen Künste legt, und wenn man eben so viel Sorgfalt auf die Arzneikunst wendete, als auf die Kriegeskunst, und wenn die Belohnungen der grossen Aerzte eben so ansehnlich wären, als die der grossen Generale, so würde die Arzneikunst viel vollkommener seyn, als sie ist.

Die allgemeinen Sätze sind in der Arzneikunst gefährlich, die besondern Beobachtungen aber von grossem Nutzen.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand. S. 392.

Barner, der uns zu einem neuen Sennertus oder Lehrgebäude in der Arzneikunst, in welchem die neuen Entdeckungen und Meynungen genutzt werden sollten, Hofnung machte, wie er uns seinen Prodromus herausgab, macht die Anmerkung, daß die Methode, welche die Aerzte gewöhnlich in ihren praktischen Systemen befolgten, darinn bestehe, daß sie die Heilungskunst erklärten, indem sie nach der Ordnung der Theile des menschlichen Körpers, oder nach einer andern, von einer Krankheit, nach der andern handelten, ohne allgemeine praktische Vorschriften gegeben zu haben, die vielen Krankheiten mit vielen Symptomen gemein wären, und daß dieß viele Wiederholungen nothwendig machte. Seiner Meynung nach könnte man also drey Theile des Sennertus ganz weglassen und die Wissenschaft durch allgemeine Sätze, und besonders durch solche, mit welchem des Aristoteles καθόλȣ πρῶτον übereinstimmt, ungemein abkürzen. Er kann diese Methode mit Recht empfehlen, besonders in Ansehung der Vorschriften, die sich auf Vernunftschlüsse grün=

gründen. In so fern aber die Arzneikunst auf Erfahrungen beruht, ist es nicht so leicht und sicher allgemeine Sätze zu formiren. Ueberdem giebt es gewöhnlich bey besondern Krankheiten noch viele fremde Zufälle, die gleichsam eine Nachahmung der Substanzen sind. Auf diese Art ist eine Krankheit einer Pflanze oder einem Thiere gleich, welche eine besondere Geschichte erfordern, das heißt, es sind gewisse Modi, oder Arten zu seyn, welchen das zukommt, was wir von den Körpern, oder Substanzen gesagt haben. Ein viertägiges Fieber ist eben so schwer zu ergründen, als das Gold, und gediegem Silber. Ohnerachtet der allgemeinen Vorschriften ist es doch gut, in den verschiedenen Gattungen von Krankheiten die Heilungsarten und die Arzneimittel aufzusuchen, die bey vielen Zufällen und dem Zusammenfluß vieler Ursachen zugleich heilsam sind. Besonders müste man diejenigen sammlen, die durch die Erfahrung bewährt befunden sind — — Das beste wäre also, beyde Wege mit einander zu vereinigen, und sich bey einer so mislichen und wichtigen Materie, als die Arzneikunst ist, nicht über Wiederholungen zu beklagen. Ich finde, daß uns hierinn fehlet, was wir in der Rechtsgelehrsamkeit, daß heißt, in Büchern, worinn besondere Rechtsfälle vorkommen, und die schon gemachten Beobachtungen angeführt sind,

zu viel haben. Denn ich glaube, daß der tausendste Theil von den juristischen Büchern hinreichend für uns seyn würde, daß wir aber in der Arzneikunst nicht zu viel haben würden, wenn wir tausendmal mehr genaue Beobachtungen hätten, weil sich die Rechtsgelehrsamkeit ganz auf Vernunftgründe stützt, nemlich in Ansehung solcher Punkte, die noch nicht durch Gesetze oder Gewohnheiten bestimmt worden sind. Denn man kann sich in derselben immer auf Gesetze, oder in Ermangelung eines Gesetzes, durch Hülfe der Vernunft auf das Naturrecht berufen, und die Gesetze eines jeden Landes, sind begränzt, oder bestimmt, oder können es wenigstens noch werden, da hingegen in der Arzneikunst die Erfahrungssätze, das heist, die Beobachtungen nicht zu sehr vermehrt werden können, weil sie der Vernunft mehr Gelegenheit geben, das auszuforschen, was uns die Natur nur halb entdeckt hat.

Unterscheidendes Merkmal der Naturlehre, und der Arzneikunst.

Th. 6. S. 303. *Leibnitziana.*

Wenn man unsere Naturlehre von der Mathematik abgesondert betrachtet, so ist sie nichts anders als eine Art von Beobachtung des Gewöhnlichen in der Natur, und man

kann sie mit der praktischen Rechtsgelehrsamkeit vergleichen, welche auch nichts anders, als die Beobachtung der Gebräuche bey den Richterstühlen ist, und welche man in ihrer barbarischen Sprache den Stylum Curiae nennt. Sie besteht also darinn, daß man den gewöhnlichen Gang der Natur beobachtet, nicht aber daß man nach Vernunftgründen bestimmt, und die Ursachen trennet. Wir wissen aus Erfahrung, daß, wenn man den Saamen von Pflanzen und sehr kleine Kernen von Früchten in die Erde wirft, die erstern vollkommen ähnliche Pflanzen, und die leztern hohe Bäume hervorbrachten, daß man die Fruchtbäume pfropfen, sie versetzen, die Pflanzen fruchtbar machen, das Salz auflösen, die Metalle schmelzen konnte. Die Krankheiten haben auch ihre besondere Eigenschaften, mit welchen wir erst nach einer langen Reihe von Jahren bekannt geworden sind. Sie haben ihre Zeit, in der sie Stillstand haben, und in der sie ihre Anfälle äussern. Diese hat uns die Erfahrung erst entdeckt, und auf die Erkenntniß dieser beyden Merkmale kommt es hauptsächlich bey der Arzneikunst an. Wir wollen auch das noch anmerken, daß man nicht ohne Grund von gewissen Krankheiten sage, sie hätten einen üblen Charakter.

Wenn

Wenn sich nun die Prokuratores und Advokaten mit der Erkenntniß des unter uns üblichen Rechts begnügen, und die Untersuchung der Gründe den Philosophen und Gesetzgebern überlassen, so sind die praktischen Aerzte noch mehr berechtiget, es zu thun, und das Studium der ewigen Gesetze der Natur, und die Untersuchung der Ursachen, den Mathematikern zu überlassen. Denn die mathematischen Grundsätze sind der praktischen Physik, das heißt, der Chymie, der Arzneikunst, dem Ackerbau, und andern dergleichen Wissenschaften, das, was das Naturrecht in Ansehung des bürgerlichen Rechts ist. Und wollte Gott! es wäre eben so leicht, die Gesetze, nach welchen die Natur würkt, mit den Gesetzen der ewigen Wahrheit zu vereinigen, als es ist, das positive Recht, oder das von Menschen eingeführte Recht, mit den Gesetzen des natürlichen Rechts zu vereinigen.

Indessen, so wie ein Praktikus, der mit einem grossen Fleisse viel Erfahrung in Rechtshändeln verbindet sich endlich einen gewissen Begrif von der Rechtsgelehrsamkeit macht, durch welchen er vorhersehen kann, wie die Urtheile in solchen Fällen ausfallen werden die ihm noch nicht vorgekommen sind; eben so urtheilt ein geschickter Beobachter der Natur ziemlich glüklich über die Krankheiten des

Körpers, und Heilungsmittel derselben, und sammlet sich selbst eine gewisse Kenntniß, die freilich nicht in allen Stücken, besonders in verwickelten Fällen, wo sich ganz verschiedene Umstände vereinigen, gleich gut gegründet ist, aber diese Erkenntniß kann doch in diesem Leben viel helfen, und ist ungleich besser, als das blinde Vertrauen der Charlatane zu ihren Heilungsmitteln, die noch nie den Lauf der Natur beobachtet haben. Ich nenne das Gewöhnliche, den Gang, Lauf, und lokales Recht der Natur alle Beobachtungen in unserer sichtbaren Welt, und besonders auf dem Erdboden, weil es sehr wohl seyn kann, daß die Gestalt der Dinge in einer andern Welt, z. B. im Saturnus, und Jupiter, der Fixsterne nicht einmal zu gedenken, ganz verschieden ist.

Von dem Alter der Chymie, und ihrem Gebrauch in der Arzneikunst.

Th. 2. Abschn. 2. S. 128. Ep. 3. ad Stisserum.

Wenn man die allgemeine Physik die Wissenschaft nennt, welche die Dinge abhandelt, die allen dreyen Reichen gemein sind, so muß die Chymie ohne Zweifel als der praktische Theil der allgemeinen Physik angesehen werden, und wird in Ansehung der Elemente, und der gleichartigen Körper, oder solcher, die wenig-

nigstens auf eine verborgene Art vermischt sind, das seyn, was die Arzneikunst in Ansehung des Menschen und der Ackerbau in Ansehung der Pflanzen ist. Alle andere physische Wissenschaften scheinen daher in der Chymie enthalten, oder derselben untergeordnet zu seyn. Man kann von dieser Wissenschaft nichts so vortheilhaftes und rühmliches sagen, das ich nicht gerne unterschriebe. Ich bin indessen von ihrem Alter nicht so sehr überzeuget, als der gelehrte Borrichius. Mir scheint es ganz offenbar zu seyn, daß Galenus das Distilliren des Brandtweins nicht gekannt hat. Dieß war ein eben so erfahrner, als neugieriger Schriftsteller. Es ist also wahrscheinlicher, daß es zu seiner Zeit noch nicht bekannt war. Ich behaupte nicht, die Alten hätten das Distilliren gar nicht verstanden. Denn das gediegene Silber, das sie sehr wohl kannten, findet man selten in Platten, und gewöhnlich kann man es nur durch das Distilliren so erhalten. In den römischen Gesetzen wird noch von einem Wasser gehandelt, womit Gold aufgelößt werden konnte, und dieß war doch wahrscheinlich ein distillirtes Wasser.

In Ansehung des Steins der Weisen, der in den Schriften der Neuern so oft vorkommt scheint es mir noch zweifelhafter zu seyn, ob die Alten, ich will nicht sagen, ihn ge-

gefunden, und ich weiß nicht einmal, ob er iemals von einem Neuern ist gefunden worden, sondern ob sie iemals von ihm etwas gehört haben. Denn was **Robertus Valensis**, und andere gelehrte Männer, von dem goldenen Zweige des Virgils, und einigen andern alten Mythologien gemuthmaßt haben, kommt mir mehr sinnreich, als wahrscheinlich vor.

Suidas redet zwar von einigen Aegyptiern, welche unter der Herrschaft der Römer die Kunst Gold zu machen verstanden, und die dem Domitian so gefährlich schienen, daß er alle ihre Bücher verbrennen ließ. Aber Suidas ist der einzige, der dieß erzählt, und überdem ist er ein ziemlich neuer Schriftsteller; man kann also auf sein Zeugniß nicht viel bauen. Ob ich gleich sehr gern glauben will, daß die thörigte Neugierde einer so anziehenden und so verderblichen Kunst, die vielleicht von den Indianern zu uns gekommen ist, und welche die römischen Kayser in der Folge durch Edikte zu unterdrücken genöthiget wurden, nicht auf einmal bekannt geworden sey. Gewis ist, daß sie sich nach Constantins Regierung ziemlich ausbreitete. Aber ich mögte sie doch nicht bis zur Regierung Domitians zurücksetzen; theils weil Plinius derselben keine Erwährung thut, der doch gewis eine so berüchtigte und wichtige Sache, in

in seiner Geschichte nicht würde ausgelassen haben, theils weil wir einen Brief vom Kayser Hadrian über die Künste, und Wissenschaften der Aegyptier haben, in welchem, wo ich mich nicht irre, von der Kunst Glaß zu zu machen, und die Edelgesteine nach zu machen, die Rede ist, worinn aber nicht ein Wort von der Kunst Gold zu machen vorkommt. Was Suidas erzählt, muß also, wenn er hier einigen Glauben verdient, viel später vorgefallen seyn. Doch wir wollen diese Beobachtungen, welche blos zur Befriedigung der Neugierde dienen, verlassen, und uns zu andern wenden, welche würklich nützlich sind.

Es ist nichts richtiger, als die Nachricht, welche Sie von dem Misbrauch der Chymie, und von der Verbesserung der Apothekerkunst geben. Es ist sehr zu wünschen, daß man den Rath geschickter Männer einhohle, und dann diese beyden Theile der Arzneikunst, welche für das Leben und für die Gesundheit der Menschen so wichtig sind, als eine öffentliche Sache und mit mehr Sorgfalt bearbeite. Ludovici ein gelehrter Arzt zu Gotha hat schon vor langer Zeit bewiesen, daß die Apotheken mit einer Menge unnützer Arzneimittel angefüllt wären.

Es ist freilich sehr vortheilhaft, daß man einen Ueberfluß an simpeln Materialien hat. Aber wozu die vielen Kompositionen, die ver-

alten, und in kurzer Zeit ihre Kraft verlieren, und die man in den Apotheken, zu ihrem grossen Nachtheil, immer vorräthig haben will. Wie viel nüzliche Vorschläge haben nicht Zwelferus, und so viel andere nach ihm über diese Materie gethan, auf die man doch gar nicht Rüksicht genommen hat. Allein ist es nicht überaus schimpflich, daß ein Arzt die Zubereitung der Arzneimittel, das heist die Werkzeuge seiner Kunst nicht kennt, und wie kann er sie mit einiger Weisheit zubereiten, wenn er nicht die Natur und die Eigenschaften der Salze, der Säuren, der ölichten Theile, und alle übrigen Elemente seiner Kunst, (wenn ich mich anders so ausdrücken darf) vollkommen kennt?

Es wäre zu wünschen, daß die praktischen Aerzte Ihren Rath befolgten und nicht zu viel zusammengesezte Materialien brauchten, die nicht allein vollkommen unnüz, sondern sogar schädlich sind. Was ist wol grausamer und gefährlicher, als die armen Kranken, unter dem Vorwand der Medicin, mit schlecht zubereiteten Nahrungsmitteln zu überhäufen, da hingegen die Gesunden, mit wohlschmeckenden und ihrer Natur gemässen Speisen ernährt werden. Mich dünkt, ie mehr ein Medikament, das in grosser Menge genommen werden muß, der Art und Weise nahe kommt, auf welche die ge-

wöhn=

wöhnlichen Speisen zubereitet werden, je besser muß es seyn, wenn sonst alles übrige gleich ist. Ganz anders verhält es sich mit solchen, die man in einer kleinen Dosis nehmen muß. Diese sind freilich von einer andern Natur, und scheinen unter den Medikamenten das zu seyn, was die Gewürze unter den Speisen sind, das heißt, sie stiften viel Nutzen oder Schaden, nachdem die Wissenschaft desienigen beschaffen ist, der sie verordnet. Der letzte Artikel ist besonders auf die wichtigen chymischen Heilungsmittel anzuwenden, die man nicht abschaffen könnte, ohne sich eines der fürtreflichsten Geschenke der Natur zu berauben. Gewis wenn unsere Kenntnisse in der Chymie ausgebreiteter wären, so müste man alle Krankheiten, die ihren Sitz in den flüssigen Theilen haben, heilen können, ich will die bösartigsten nicht ausnehmen. Ohne Zweifel müssen alle die Progressen, welche die Arzneikunst hierinn machen wird, die empirischen Arzneimittel ausgenommen, welche man bloß dem Zufall zu verdanken hat, allein dem Fortgang, den man in der Chymie machen wird, zugeschrieben werden, und werden gewis immer in gleichem Schritt mit derselben fortgehen. Da nun Ihre Werke zeugen, daß Sie in den Geheimnissen einer so grossen Kunst eben so wohl als in den Geheimnissen der Natur eingeweihet sind, so kann man Ihre

Arbeiten in diesem Fache nicht mit zu lebhafter Dankbarkeit sammlen, noch Sie zu denen genugsam aufmuntern, die Sie noch herausgeben wollen. Wie sehr wäre zu wünschen, daß dieienigen, welche die Gewalt in Händen haben, zur Befördernng einer Wissenschaft ihre Kräfte vereinigten, von deren Fortgang sie selbst eben so viel Vortheile haben, als alle andere.

Die Arzneikunst wird von den Nachkommen noch mehr bearbeitet werden.

Neue Versuche über den menschlichen Verstand S. 351.

Ich gebe nicht alle Hofnung auf, daß die Menschen zu einer ruhigern Zeit, oder in einem ruhigern Lande, der Vernunft mehr folgen werden, als bisher; denn man muß in keiner Sache verzweifeln. Ich glaube, daß dem menschlichen Geschlechte grosse Veränderungen im Guten, und Bösen bevorstehen aber doch mehr im Gutem, als im Bösen. Wir wollen einmal den Fall annehmen, daß einmal ein grosser Fürst, wie die alten Könige in Assyrien, oder Aegypten, oder wie ein anderer Salomo, lange Zeit in dem ruhigsten Frieden herrschte, und daß dieser Fürst Tugend und Wahrheit liebte, einen grossen, durchdringenden Verstand hätte, und sich vorsetzte, die Menschen glüklicher, geselliger, und mit

mit der Natur bekannter zu machen: was würde er in wenig Jahren für Wunder thun? denn in diesem Falle würde man gewis in zehn Jahren mehr thun, als in hundert, oder vielleicht tausend, wenn man alles seinen gewöhnlichen Gang gehen ließe. Aber wäre der Weg einmal recht offen, so würden ihn gewiß viele betreten, wie bey der Geometrie; denn sie würden es blos zum Vergnügen thun, oder um Ruhm zu erlangen. Wenn sich die Welt verfeinert haben wird, so wird sie sich gewis die Beförderung der Arzneikunst mehr angelegen seyn lassen, als bisher. Man wird in allen Ländern Naturhistorien, wie Kalender, oder wie die galanten Wochenschriften, herausgeben. Man wird keine gute Beobachtung verloren gehen lassen, sondern sie gewis aufzeichnen. Man wird dieienigen unterstützen, die sich darauf legen; man wird die Kunst, dergleichen Beobachtungen anzustellen, vervollkommnen und Anweisung geben, wie dieselben gebraucht werden müssen, wenn gewisse Lehrsätze daraus abgeleitet werden sollen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Anzahl der guten Aerzte grösser, und die Anzahl gewisser Professionen, die man alsdenn nicht so nöthig haben wird, verhältnißmässig geringer werden wird. Das Publikum wird im Stande seyn, zur Untersuchung der Natur, und besonders zur Beförderung der Arz-

Arzneikunst mehr aufzumuntern; alsdenn wird diese wichtige Wissenschaft bald mehr Vorzüge vor ihren ietzigen Zustand erhalten, und zusehens zunehmen. Ich glaube in der That, daß dieser Theil der Policey, nach der Tugend vorzüglich die gröste Sorgfalt derienigen verdient, die regieren, und daß einer der grösten Vortheile einer guten Sittenlehre, oder einer guten Staatskunst, darinn bestehen wird, daß sie uns die Arzneikunst in verbesserter Gestalt zuführen, wenn die Menschen anfangen werden, weiser zu werden, als sie itzt sind, und wann die Grossen ihre Schätze, und ihre Macht, besser zu ihrem eigenen Glück haben anwenden lernen.

Von
der Arzneikunst der Chineser.

Th. 6. Abth. 1. S. 325. *Leibnitziana.*

Wir haben den Chinesern den Seekompas und vielleicht auch das Pulver zu verdanken, aber ich glaube nicht, daß wir ihnen auch die Entdeckung der Cirkulation des Blutes zu verdanken haben. Der P. Grimaldi, ein Jesuit, der itzt Mandarin in China ist, sagte mir zu Rom, daß ihre Arzneikunst ihm sehr unerheblich zu seyn schiene.

Von

Litteratur und Poesie.

Plan einer Litterair-Geschichte.

Th. 5. S. 347. Ep. 3. ad Spizelium.

Es wäre zu wünschen, daß sich ein geschickter Mann entschlösse, uns von allen denen, welche sich von Erfindung der Buchdruckerkunst an, um die Republik der Gelehrten am meisten verdient gemacht haben, nach chronologischer Ordnung einige Nachricht zu geben. Er müste sich hauptsächlich bemühen genau zu bemerken, was ein ieder wichtiges zum Vortheil dieser Republik beygetragen habe. Man würde vielleicht im Anfange sehr gelehrte Männer mit Stillschweigen übergehen. Dieß könnte freilich geschehen, aber nur denn, wenn man in Ansehung ihrer nicht beweisen könnte, daß sie den Wissenschaften wichtige Dienste geleistet hätten. Die Schriftsteller, deren Namen man in diesen Nachrichten aufnehmen müste, sind dieienigen, welche die ersten Ausgaben der alten Autoren besorget; Ausgaben, welche ihnen unbeschreibliche Mühe und Arbeit gekostet haben müssen, — dieienigen, welche zuerst in der Geschichte, Chronologie, und Geographie grosse Schwierigkeiten gehoben; — dieienigen, welche ihre besondere Gedanken schriftlich hinterlassen, ob diese Gedanken gleich nicht immer richtig, doch

doch aber sinnreich sind, — dieienigen, welche eine Sekte gestiftet oder einen andern Geschmack in der Beredsamkeit, und Litteratur eingeführet haben, — dieienigen, welche in der Arzneikunst, der Mathematik, und den mechanischen Künsten nützliche Entdeckungen gemacht haben, – dieienigen welche Geschichten geschrieben, nicht nach andern schon vorhandenen Geschichtsbüchern, sondern welche denkwürdige Begebenheiten erzählt haben, wovon sie selbst Augenzeugen gewesen sind, — kurz alle dieienigen, von welchen man mit Recht sagen kan, daß wenn sie nicht gelebt hätten, alle übrigen in dem Zustand, in dem sie waren, würden geblieben seyn, und die Republik der Gelehrten wichtige Vorzüge würde haben entbehren müssen. Ein solches Verzeichniß dessen Nutzen man nicht streitig machen kann, ist keine so schwere Sache, als es Anfangs scheint, ob ich gleich nicht läugnen will, daß sie viele und mühsame Untersuchungen erfodere.

Die Hauptsache wäre nicht etwan, uns von dem Vaterlande der Schriftsteller, von dem Tage ihres Todes, und von den verschiedenen Schicksalen zu unterrichten, sondern man müste uns mit der Beschaffenheit und der Grösse des Verdiensts bekannt machen, das ihren Namen würdig macht, auf die späteste Nachwelt gebracht zu werden. Ich be-

sor-

sorge sehr, daß die meisten Geschichtschreiber, die uns bisher besondere Lebensbeschreibungen geliefert haben, das letzte zu sehr vernachlässigt haben. Wie viel haben wohl in den Lebensbeschreibungen des Erasmus, Rhenanus, Kamerarius, Melanchtons die alten Autores angezeigt, welche diese berühmten Männer aus dem Staube hervorgesucht haben? Welcher Schriftsteller nennt wohl den Rechtsgelehrten, der die Rechtsgelehrsamkeit zuerst in ein System brachte, und den ich beynahe als den größten unter den Sterblichen ansehen mögte? wo findet man den Namen desjenigen, welcher bey der Schiffart zuerst Gebrauch von der Geometrie machte, und der zeigte, daß ein Schif, welches auf seinem Wege der Führung des Seekompasses folgte, ῥομβοειδῆ, und nicht κοχλοειδῆ beschreibe? Wo ist das Verzeichniß der berühmtesten und gewöhnlichsten Medikamente in der Medicin, die von ihren Urhebern als ihr Eigenthum angesehen wurden, und die von diesen ihren Namen entlehnten? Welcher Schriftsteller hat angemerkt, daß einer der ersten, welcher die Mathematik auf die Physik angewendet habe Johann Suisset ist, der daher bey den Scholastikern unter dem Namen eines Kalkulators bekannt war, daß Boville und Dumont die ersten sind, welche behauptet, die Quadratur des Cirkels erfunden zu haben, und wenn wir

uns

uns zur Theologie wenden, daß Faber Stapulensis zuerst die Ubiquität des Leibes Jesu Christi gelehrt daß Acontius die Bahn gebrochen, welche hernach Markus Antonius de Dominis und die Arminianer betreten haben. Wie viele andere Beobachtungen von dieser Art giebt es nicht, die niemals sind gemacht worden, die man wenigstens niemals beysammen findet? Kurz, nur von einem Werke, das nach diesem Plan ausgeführet ist, kann man eine Litterair-Geschichte erwarten, die genau und gründlich zugleich ist, in welcher man den Ursprung, und Fortgang aller unserer gewissen Kenntnisse deutlich sehen könnte.

Subscriptionsplan für die Gelehrten.

Th. 5. S. 331. Epist. 28. *ad* Kortholtum, im Jahr 1715.

Ich habe oft überdacht, ob man nicht unter den Gelehrten und besonders unter den Gelehrten in Deutschland eine Subscriptionsgesellschaft errichten könnte, die sie vor der Gewinnsucht der Buchhändler in Sicherheit setzte. Denn es ist bekannt, daß diese letztern nicht immer die Handschriften drucken, die es am meisten verdienen, sondern solche, die ihnen am besten gefallen (wenn gleich die meisten unter ihnen ganz inkompetente Richter

über den Werth eines Werks sind) oder wohl gar solche, welche ihnen die Verfasser umsonst oder für eine Kleinigkeit überlassen müssen. Das erste Gesetz der Gesellschaft müste seyn, daß sich die Mitglieder anheischig machten, alle Bücher zu kaufen, die mit Bewilligung der von der Gesellschaft bestimmten Censoren gedruckt würden. Sie müsten wenigstens die meisten kaufen, die in ihr Fach schlügen, zu einer oder zu zweyen Fakultäten gehörten und die auch nur eine einzelne Materie abhandelten, nachdem sie sich nun vorher erklärt hätten. Die Subscribenten müsten die Bücher um einen billigen Preis bekommen, der so angesetzt wäre, daß dadurch die Verlagskosten ersetzt würden, daß nemlich der Vorschuß und die Interessen sogleich wieder herauskämen. Die übrigen Exemplare müsten denen, die es zu besitzen wünschten, freilich theuer verkauft werden.

Ich glaube, daß eine solche Gesellschaft endlich die Buchhändler auf andre Gedanken bringen müste. Sie würde auf diese Art auch einen Fond erhalten, durch den achtungswürdigen Gelehrten, die in schlechten Glücksumständen lebten, aufgeholfen werden könnte und durch dessen Hülfe nützliche Versuche und Entdeckungen gemacht werden könnten. Denken Sie darüber nach und melden mir Ihre Gesinnungen. Wenn ein geschickter Mann,

 der

der mit diesem Proiekt bekannt wäre, Deutschland durchreißte so könnte er eine hin längliche Anzahl Mitglieder zusammenbringen. Wenn die Subscription einmal offen wäre, so würden sich ohne Zweifel die Grossen selbst dazu erbieten, und die meisten Bibliothekare, die selbst Gelehrte sind, würden gewis die Fürsten die Republiken, die Städte, die Akademien, und die Klöster zum Subscribiren zu bewegen wissen. Man müste itzt nur darauf denken, daß man einen ausforschte, der sich zu einer solchen Reise schickte, und bereitwillig wäre, sie zu unternehmen. Die Kosten könnten ihm einmal ersetzt werden, und zwar mit Vortheil. Ueberdem würde er eine Reise thun, die ihm selbst sehr nützlich und angenehm seyn müste. Wahrscheinlicher Weise würde man vom Kayser ansehnliche Privilegien für die Gesellschaft und vielleicht einige Schadloshaltung erlangen. Ich mögte dieß fast als gewiß behaupten. Ich gehe schon lange mit diesem Proiekte um, allein in dem Augenblick, da ich an Sie schreibe, fühle ich mich auf das stärkste gedrungen, es auszuführen:

— — *Diine hunc ardorem mentibus addunt*
Euryale, an sua cuique Deus fit dira cupido?

Ich habe mich in Ansehung meines Vorhabens noch Niemanden entdeckt, als meinem lieben Eckard. Ich bitte Sie also, nichts davon

von zu sagen, bis es wird zur Reife gekommen seyn; sonst wird ieder Buchhändler sogleich zu sich selbst sagen, was Ouidius dem Cupido im Anfange seines Gedichts, de remedio amoris sagen läst:

Bella mihi, video, bella parantur, ait.

Entwurfs eines epischen Gedichts.

Th. 5. S. 293. Epist 107. ad Fabricium

Ich habe mich oft mit dem Gedanken beschäftiget, ein episches Gedicht in zwölf Gesängen zu verfertigen, dem man den Titel **Urania** oder vielmehr **Uraniade** geben könnte; und dessen Innhalt die Stadt Gottes und das ewige Leben seyn sollte. Der Poet könnte von der Schöpfung der Welt und dem irrdischen Paradiese anfangen. Dieß könnte der Innhalt des ersten, oder auch des zweyten Buches seyn; das dritte, vierte, und fünfte könnten etwan den Fall Adams, die Erlösung des menschlichen Geschlechts durch Christum, und eine kurze Geschichte der Kirche enthalten. Hierauf würde ich dem Dichter gerne erlauben in dem sechsten eine Beschreibung des tausendjährigen Reichs zu machen, und in dem siebenden die Tyranney des Antichrists zu schildern. Das folgende beschäftigte sich mit dem Gog und Magog, und endlich würde es mit

der Ausgiessung des heiligen Geistes geschlossen. In dem achten könnte der Tag des Gerichts, und die Strafen der Verdammten vorgestellt werden, in dem neunten, zehnten, und eilften müsten die Belohnungen der Heiligen, die Grösse sowohl als die Schönheit der Stadt Gottes, und des Aufenthalts der Seeligen, die bewundernswürdigen Werke Gottes, welche in dem unermeßlichen Raum der Schöpfung ausgebreitet sind, und der Pallast, den er selbst bewohnet, in Betrachtung gezogen, und vor Augen gestellet werden. Das zwölfte Buch müste sich damit schliessen, daß man darinn zeigte, wie das Böse selbst sey zum Guten gelenkt worden, und zuletzt zur Glückseeligkeit der geschaffenen Wesen und zur Ehre Gottes das seinige beytrage, indem Gott selbst, fürs künftige ohne Ausnahme, alles in allen seinen Geschöpfen würke. Es würde leicht seyn, von Zeit zu Zeit, eine erhabene Philosophie auszubreiten, die mit einer mystischen Theologie vermischt wäre, und die nach dem Beyspiel des Lukretius, des Vida und des Frakastor, von dem Ursprunge der Dinge handelte. Man würde einem Poeten leicht zu gute halten, was man an einem dogmatischen Theologen nicht wohl billigen könnte.

Ein solches Werk *) würde dem Verfasser

*) Der Herr von Leibnitz hatte einem berühmten deut-

fasser einen unsterblichen Ruhm erworben, ja es würde die Menschen durch die Hofnung

P 3 der

deutschen Dichter Namens Petersen den Vorschlag gethan, er mögte den Plan dieses epischen Gedichts ausführen. Der Vorschlag wurde angenommen und nach zweyen oder dreyen Monaten war das Gedicht fertig. Der Herr von Leibnitz wunderte sich über die Geschwindigkeit des Verfassers bey der Ausführung eines Werks von solchem Umfange und solcher Wichtigkeit. Er fand viel Schönheiten, aber auch viel Fehler in demselben. Er übernahm es, dasselbe zu verbessern. Dieß ermüdete ihn wegen der Menge der Fehler sehr und raubte ihm viel von der so edlen Zeit. Das Werk wurde in Halle unter dem Titel gedruckt: Peterſenii Vranias de operibus Dei magnis, omnibus retro ſeculis et oeconomiis transactis vsque ad apocalaſtaſiam ſeculorum omnium per Spiritum primogeniti glorioſisſime; conſummandis. Es machte nicht viel Glück. Demohngeachtet war Leibnitzens Idee fürtreflich und seines grossen Genies vollkommen würdig.

Wie der Herr von Leibnitz 1679. den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig seinen Beschützer verlohr, machte er auf seinen Tod

der Seeligkeit zu einer ächten Frömmigkeit anfeuern und sie in ihrem Herzen unterhalten.

Von

Tod ein lateinisches Gedicht, das sein Meisterstück ist und eine Stelle unter den schönsten Gedichten der Neuern verdient. Er glaubte nicht, wie die meisten, die in diesem Fache gearbeitet haben, daß man, weil man lateinische Verse macht, nichts anders denken noch sagen müsse, als was die Alten schon gesagt haben. Seine Poesie ist voll Sachen. Was er vorbringt, ist ihm eigenthümlich. Er besitzt die Stärke des Lukans, aber des Lukans, der das Erhabene und Kraftvolle nicht übertreibt. Ein merkwürdiges Stück dieses Gedichts ist das, worinn er von dem Phosphorus redet, den Brandt erfunden. Der Herzog von Braunschweig wurde durch den Herrn von Leibnitz aufgemuntert, diesen Brandt an seinen Hof kommen zu lassen, um von dem Phosphorus Gebrauch zu machen, und der Dichter besingt dieß bisher unerhörte Wunder also:

Dieß der Natur selbst unbekannte Feuer, das ein neuer Vulkan in einer gelehrten Höle angezündet hatte, welches vom Wasser erhalten und verhindert ward, sich wieder mit dem Feuerkreise seinem

Va=

Von den Musen.

Th. 5. S. 47. Bemerkungen über ein englisches Buch.

Mylord Schaftsbury tadelt die heutigen Dichter, welche die Musen anrufen und hält

Vaterlande zu vereinigen, das unter dem Wasser vergraben sein Daseyn verheelte und als ein Bild der unsterblichen und glücklichen Seele aus dem Grabe leuchtend und stralend heraufstieg. Alles was die Fabel, alles was die heilige und weltliche Geschichte erzählt und mit dem Phosphorus Aehnlichkeit hat, — Alles dieß hat er angebracht — Den Raub des Prometheus, das Kleid der Medea, das glänzende Angesicht des Moses, das Feuer, welches Jeremias verscharrete, wie die Juden in die Gefangenschaft geführt wurden, die Vestalinnen, die Todtenfackeln, den Streit der ägyptischen und persischen Priester -- und wenn man gleich viel auf einmal sieht: so ist es doch nicht überhäuft. Eine schöne und genaue Ordnung weiset ieder Sache einen Platz an, den man ihr nicht nehmen kann und die mannichfachen Ideen, die schnell auf einander folgen, folgen doch nicht anders auf einander als bey schicklichen Veranlassnngen. Fontenellens Lobschrift S. 3.

diese Fiction nicht für wahrscheinlich genug. Allein die Dichter suchen oft nur das Wunderbare auf. Eben so führt man in einem lateinischen Gedichte über die Entdeckung der neuen Welt Amerika ein, das sich bey der Gottheit über die Barbarey seiner Einwohner beklagt und um das den übrigen Theilen des Erdbodens geschenkte Licht bittet; dieß giebt dem Dichter Gelegenheit, eine schöne Beschreibung von dieser blos in der Einbildung bestehenden Person zu machen und dieselbe ganz artige Dinge sagen zu lassen. Er glaubt sogar, daß die Einbildung, von den Musen begeistert zu seyn, in dem Dichter würklich einen gewissen Enthusiasmus hervorbringe. Dieß kann bey einigen zugetroffen seyn. Allein Homer, Virgil und die besten heroischen Dichter der Alten haben dieß nicht für so wichtig gehalten. Sie erwähnen die Musen im Anfange ihrer Gedichte nur ganz kurz. Indessen gehet man hier so weit, daß man die heidnischen Dichter beschuldigt, sie könnten sich wohl von der Würklichkeit der Musen überzeugt haben, weil die Menschen überaus glücklich sind, sich zu täuschen, wenn sie auf eine Chimere verfallen. Ob es so Leichtgläubige gegeben habe, weis ich nicht. Aber ihre Anrufungen beweisen es wenigstens nicht und wahrscheinlicher Weise hat, zum Beyspiel, Lukretius keine Göttin Venus geglaubt, ob er

sie gleich im Anfange seines Werks angerufen hat.

Beschreibung des Brandtschen Phosphorus.

Th. 2. Abschn. 2. S. 106.

Vidimus haud unquam visum mortalibus ignem,
Frigidus hic mediis seruari gaudet in vndis,
Paulatim exhalans, patrios ne repetat orbes
Fragmina perspicui simulare putes electri,
Nam lapis est, lapidem placet appellare pyropum,
Ignotum, natura, tibi, ni doctior illum
Nuperus artifici coqueret Vulcanus *in antro*
Et fors, ni tanti spectaclum Principis esse,
Debuerat, veluti latuit, per secla lateret.
Hunc si, Persa, sacrum coluisses credulus ignem,
Non te pertusa lusisset Nilus in olla.
Noster inextinctus imitatur viribus astra,
Et quaesita Sophis, veterumque afficta sepulchris,
Vnus perpetuae nutrit vitalia flammae,
Nec Vestalis eget. Ieremias conderet illo,
Quod sua posteritas patriis accenderet atris.
Ardentem in tenebris timeas tractare Lapillum
Inscius, ille tamen nil tactu laedit, et vltro
Corpoream rebus lucem, (mirabile dictu)
Affricat, et Mosis faciem mirantibus offert,
Parte vel a minima ingentibus omnia flammis,
Innocuus, ni fors hostili durius ausu

 Tra-

Tractetur, nimio motu tum concipit iras
Horribili fremitu, verisque ardoribus urit,
Omnia corripiens, & longa incendia miscet.
Promptius Assyriam possis extinguere naphtam,
Phasidis. aut pulsae tunicam, lethalia dona,
Cum tumulatus aquis, nimio discedit ab aestu,
Dissimulat vires, tantum cum forte movebis,
Admotaue manu, facies sentire calorem,
Impiger emisso testatur fulgure vitam,
Immortale animae referens emblema beatae.

Verse, die vor der Abhandlung über den Ursprung der Franzosen standen, welche Leibnitz gemacht hatte und Ludwig XIV. überreicht werden sollte.

Th. 5. S. 16.

Exiguis egressa locis Gens francica tandem
Complexa est sceptris solis utramque domum
Magne tibi, Lodoix, debet fastigia tanta,
Et capit ex uno Natio fata viro.

Lobschrift auf Ludwig XIV. in lateinischen Versen.

Th. 5. S. 631. Brief an einen Freund.

Ich schicke Ihnen hier die Ausfoderung, die ich einem französischen Dichter zugeschickt habe,

habe, der die französische Poesie über die lateinische erhebt und mir zuerst eine zugeschickt hatte. Ich bin nicht stolz genug. Sonst hätte ich den ganzen Haufen der französischen Dichter herausgefodert. Wenn sich indessen einige von Ihren Freunden, die eben der Meynung sind, in einen Streit einlassen wollen und mich in einer glücklichen Stunde überwältigen, so werde ich mich deswegen um so viel eher trösten, da ich den hier geäusserten und mir sehr richtig scheinenden Gedanken von der Person des Königs, der viel mehr als seine Macht Frankreichs einziges Glück ausmacht, schon längst im französischen mit aller Stärke und aller Feinheit, die er erfodert, ausgedruckt zu sehen gewünscht habe, damit die Nation dem Verdienst ihres Königs in ihrer eigenen Sprache Gerechtigkeit widerfahren lasse, denn ich wundere mich, daß man schon so viel von ihm gesagt hat, und ihm doch diesen Lobspruch noch nicht beigelegt der unter die glänzendesten und gegründetesten gehört:

Gallia cara polo, felicis conscia regni,
Si modo fortunam sat capis ipsa tuam:
Aspice circa te fumantia moenia mundi,
Et quos tu motus, sola quieta facis.
Dum soror in proprios saeuit Germania natos,
Vertit et inuictas in sua membra manus.

The-

Thesaurisque suis toto timet orbe remotis
In mediis opibus semper egenus Iber,
Insidumque solum Batavoque Italoque dehiscens,
Huic flammis, illi dira minatur aquis.
Fortunam reverenter habe: Sunt Numina caelo,
Et male felices certa manet Nemesis.
Nec te crede malis aliorum impune fruentem,
Cuncta repensantes fallere posse Deos,
Da pacem populis, mundoque ignosce precanti;
Non satis is vires nouerat ante tuas:
Vel potius nondum Ludouicum nouerat vnum,
Illius a fatis et tua fata vigent,
Tempus erat, quo te miseram non ipsa negares,
Et quo felicem diffitearis, erit.
Scilicet a paucis agitatur machina mundi;
Quantum Heros vnus, Natio tota valet.
Vnus Alexander, *plus quam sua Graecia, fecit;*
Africaque Europae sub Scipione *cadit.*
Cumque Lybis iterum versis insurgeret astris,
Marcello stetit vno imperium et pietas.
Nunc igitur florens Ludouico Gallia rege
Humanum paucis vivere disce genus.

Verse auf einem grossen Schaustück, das die Stadt Venedig vorstellte.

Th. 5. S. 632.

Aspice Reginam Pelagi, quae flore perenni
Virgo coronatum tollit in astra caput.

Threi-

Threicium potuit Martem *prostrasse* Minerua
Non miror, binas prouocat vna Deas.
Vt Venus, *orta mari est, natam* Iouis *esse cerebro*
Iure putes, armis Pallada *et arte refert.*

Epigram auf die Dido

Th. 6. Abschn. 1. S. 326. *Leibnitziana.*

Man erhielt viel französische Uebersetzungen von dem Epigram des Ausonius auf die Dido. Verschiedene von der französischen Akademie berühmten sich, daß sie den ganzen Nachdruck desselben erschöpfen wollten. Es besteht aus zweyen Versen, und die Uebersetzungen bestehen gewöhnlich aus vieren. Ich wagte es einmal, eine gedrängtere und buchstäblichere zu verfertigen und Kenner billigten sie:

Quel mari qu'ait Didon, son malheur la poursuit
Elle fuit, quand l'un meurt et meurt quand l'autre fuit.

Bey iedem Gemahl wird Dido vom Unglück verfolgt;
Sie flieht, da der eine stirbt und stirbt, als der andere flieht.

Wie man Schriftsteller lesen muß.

Th. 5. S. 27. Siebenter Brief an Hr. Remond.

Wenn ich irre, so mag ich lieber zum Vortheil andrer irren. Dieß ist auch meine Ge-

Gesinnung, wenn ich Autores lese. Ich suche in denselben nicht solche Dinge auf, die ich tadeln könnte, sondern solche die Beyfall verdienen und für mich nützlich seyn können. Diese Methode ist nicht sehr üblich, allein sie ist gewis die billigste und nutzbarste. Wenn es nun gleich wenig Menschen und wenig Bücher giebt, bey welchen ich nicht etwas finden sollte, das nützlich werden kann; sa mache ich doch immer den Unterschied, den man zwischen beyden in Ansehung des Zeitraums machen muß.

Gelehrte Urtheile, und Anekdoten.

Homer.

Theil. 5. S. 188. *Cogitationes miscellaneae.*

Der Gedanke, Fenelons Telemach in bourleske Verse zu bringen, wie man in den gelehrten Anzeigen von 1715. vorschlug, scheint mir eben so ungereimt zu seyn, als wenn man aus der Geschichte der Judith eine belustigende Comödie machen wolte. Homer würde noch mehr Materie zum Bourlesken hergeben. Denn ich halte meines Theils dafür, daß dieser Dichter seine Götter und Helden hat lächerlich machen wollen. Er scheint würklich in seinen Versen die Unterhaltung des Volks zum Gegenstand gehabt zu ha-

haben. Hierinn geht er ganz vom Virgil ab, dessen Verse beständig der Maiestät des Augustus würdig sind. Indessen verrathen seine Schriften einen grossen Kopf, und so oft er will, ist er erhaben.

Plato.

Th. 5. S. 20. 5ter Brief an Herrn Remond.

Ich bin immer selbst von meiner Jugend an mit der Moral des Plato und auch in gewisser Absicht mit seiner Methaphysik zufrieden gewesen. Diese beyden Wissenschaften sind auch Gefährten, so wie die Mathematik und Physik. Wenn Jemand den Plato in ein System brächte, so würde er dem menschlichen Geschlechte einen grossen Dienst thun, und man würde sehen, daß ich mich ihm etwas nähere. Der verstorbene Boileau, hat zu sehr als Jansonist gesprochen, wenn er die Alten, die verdammten Alten nennt. Die Jesuiten sind in diesem Punkte vernünftiger.

Seneca, und die Stoiker.

Th. 5. S. 369. *Epist: ad Bierlingium.*

Ich halte viel auf den Seneca und die Stoiker, ich bin hierinn der Meynung des Cartesius, der ihre Moralphilosophie auch sehr

schätz=

schätzte. Ich denke überhaupt, unser Vortheil und die Billigkeit erfordern es, daß wir uns mehr bemühen, bey den Alten das zu bemerken was wir annehmen und gebrauchen können, als was unsern Tadel verdient. Es ist ausgemacht gewis, daß niemals Jemand berühmt gewesen ist, der nicht in vieler Absicht Lobsprüche verdient habe.

Von den römischen Rechtsgelehrten.

Th. 4. Abschn. 3. S. 267. *Ep. ad Kistnerum*

Die Römer sind in allen Fächern der Gelehrsamkeit den Griechen nachzusetzen. Sie haben von diesen die Weltweisheit, die Arzneikunst, und die Mathematik entlehnt und ihre eigene Erweiterungen sind von geringer Erheblichkeit. Sie haben es blos in der Rechtsgelehrsamkeit weiter gebracht. Sie haben zwar auch von eben diesen Griechen den Saamen dazu erhalten. Aber dieser durch ihre Sorgfalt gewartete Saame hat an keinem andern Ort bessere Früchte getragen. In diesem einzigen Punkte haben die Römer würklich alle übrige Völker des Erdbodens übertroffen.

Excudent alii spirantia mollius aera,
Credo etiam vivos ducent de marmore vultus,
Tu regere imperio populos, Romane, memento,
Hae tibi erunt artes!

Ich

Ich habe oft gesagt, daß nach den geometrischen Schriften in Ansehung des Nachdrucks und der Gründlichkeit nichts mit den Schriften der römischen Rechtsgelehrten zu vergleichen sey. So treffend sind ihre Urtheile, so gründlich ihre Materien ausgeführet. Allein diese grosse Uebereinstimmung ist noch mit einem Vorzug begleitet, der nicht weniger bemerkungswerth ist, wenn man aus den Werken des Euklides, des Archimedes, oder des Apollonius, die Demonstration eines geometrischen Lemma herausnimmt, und es ohne Titel und ohne die übrigen Merkmale des Werks, von dem es ein Theil ist, als isolirt vorstellt, so wird man sehr verlegen seyn, den Autor zu nennen, aus dem es genommen ist, so ähnlich ist ihr Styl, gleichsam als wenn die gesunde Vernunft selbst durch ihren Mund gesprochen hätte. Auf eben diese Art ist unter den römischen Rechtsgelehrten die grösseste Uebereinstimmung. Wenn man die entscheidenden Merkmale unterdrückte, welche viel dazu beytragen, daß man die Meynungen und die Urtheile erkennt und unterscheidet, so ist es fast unmöglich, den unter ihnen zu unterscheiden, der redet, und sich durch die Verschiedenheit der Schreibart davon zu überzeugen. In der That, das Naturrecht ist nie so häufig untersucht, so genau verstanden, so pünktlich befolgt worden, als

in den Werken dieser grosser Männer. Und wenn sie sich zuweilen davon entfernt haben, um gewisse Traditionen ihrer Vorfahren zu erhalten, wenn sie ihre Formeln zu gewissenhaft befolgen, oder wenn sie auch neue Gesetze einführen, so bringen sie doch ihre Urtheile über die willkührlichen Hypothesen vor, die mit dem unveränderlichen Gesetze der gesunden Vernunft verbunden worden ist und leiten die Folgen mit einem in der That bewundernswürdigen Scharfsinn, und einer Gründlichkeit, die nicht weniger Bewunderung verdient, aus denselben her.

Von dem Mädgen von Orleans.

Th. 5. S. 355. *Epist. ad Bierlingium.*

Das Mädgen von Orleans scheint nicht auf Anstiften anderer gehandelt zu haben; ich glaube vielmehr, daß sie allein vom Enthusiasmus belebt worden ist.

Ximenes.

Th. 5. S. 100. *Epist. 15. ad Magliabechium.*

Man druckt in Frankreich eine neue Lebensbeschreibung des grossen Kardinals Ximenes, den sich der Kardinal von Richelieu zum Muster genommen hat. Wenn die grossen

sen Männer gekauft werden könnten, so würde Spanien heut zu Tage einen Mann, wie Ximenes war, durch Aufopferung eines seiner Königreiche nicht zu theuer erkaufen.

Vom
Prinz von Oranien Philip Wilhelm.

Th. 5. S. 193. Bemerkungen des Herrn von Leibnitz.

Der berühmte Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, welcher der Stifter der Republik der vereinigten Niederlande ist, sahe die Absichten Philips II. der ihn schriftlich durch Schmeicheleien in sein Netz zu ziehen suchte, vorher, und verließ sein Land und seine Regierung kurz vor der Ankunft des Herzogs von Alba. Da dieser seinen Haß wider ihn nicht anders auslassen konnte, so ließ er seinen Sohn Philip Wilhelm, den man von seiner Mutter, einer Erbin von Bären, den Grafen von Bären nannte, aufheben, wie er zu Löwen studierte, und schickte ihn nach Spanien. Da sich hierauf der Rektor der Universität beklagte, daß dieß ein Eingrif in ihre Privilegien wäre, so antwortete ihm Vargas, non curamus vestros privilegios.

Gassendi.

B. 5. S. 16. 4ter Brief an Herrn Remond.

Ich halte Herrn Gassendi für einen Mann von gründlicher und ausgebreiteter Wissenschaft, der sich in Lesung der Alten, in der weltlichen und Kirchengeschichte, und in allen Fächern der Gelehrsamkeit sehr umgesehen hat. Aber seine Meditationen befriedigen mich itzt weniger, als damals, da ich anfieng die Schulgrillen zu verlassen, und noch selbst Schüler war; weil die Lehre von den Atomen der Einbildungskraft schmeichelt, so war ich derselben sehr zugethan, und der leere Raum des Demokritus oder des Epikur in Verbindung mit den kleinen Körperchen dieser beiden Schriftsteller schien mir alle Schwierigkeiten zu heben. Diese Hypothese kann zwar die blossen Naturlehrer befriedigen, und wenn man annähme daß es solche Atomen gebe, wenn man ihnen für sie schickliche Bewegungen und Gestalten zugestünde; so würde man dadurch alle materielle Eigenschaften erklären können, in so ferne man nemlich alle Dinge auf das genaueste kennte. Auf eben diese Art könnte man sich des Gassendi Philosophie bedienen, um junge Leute mit der Erkenntniß der Natur bekannt zu machen, wenn man ihnen dabey sagte: daß man den leeren Raum, und die Atomen

men nur als eine Hypothese annehme; Und daß es frey stehen würde, diesen leeren Raum künftig mit einem so subtilen flüssigen Wesen auszufüllen, wodurch in unsern Naturerscheinungen keine Veränderungen hervorgebracht würden, — und die Lehre von den Atomen nicht nach aller Strenge anzunehmen.

Usserius und Salmasius.

Th. 6. Abschn. 1. S. 267. 8ter Brief an Herrn Thomas Bournet.

Miltons Leben ist ein schönes Stück, allein ich wünschte, daß man die Stellen unterdrückt hätte, wo von zweyen grossen Männern, dem Usserius und Salmasius, mit einer gewissen Verachtung gesprochen wird; desgleichen die Stellen, welche für die Unordnungen, die zur Zeit Miltons waren, zu günstig zu seyn scheinen. Man spricht vom Usserius als einem blossen Sammler, der nichts als Belesenheit besitze, und darinn hat man ganz Unrecht. Denn Usserius hatte die Gabe sehr gründlich zu urtheilen. Wenn Milton die Arbeiten dieses grossen Erzbischofs herabsetzen wollte, so geschah dieses aus einer Politik, die ich nicht billige, und welche diejenigen, die uneigennützig sind, nicht nachahmen müssen. Diejenigen, die mit Philosophie und Menschenverstand pralen, wie un-

unser Verfasser thut, pflegen die Untersuchungen des Alterthums zu verachten, und die Alterthumsforscher spotten wieder über die so genannten Träume der Philosophen. Allein wenn man vernünftig handeln will, so muß man dem Verdienste eines ieden von diesen Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Eben so urtheile ich über das, was unser Verfasser gegen den vortreflichen Salmasius vorbringt, dessen Andenken er so wenig schonet, daß er ihn gradezu einen Esel nennt und ihn für einen Grammatikus hält, der sein ganzes Wissen den Wörterbüchern zu verdanken habe. Man siehet hieraus wohl, daß er die Schriften dieses grossen Mannes gar nicht kennet. Grotius selbst, ob er gleich nach meinem Urtheil den Vorzug vor dem Salmasius hat, bewunderte die ungeheure Gelehrsamkeit desselben, und sagte: er wäre optimus interpres Veteris Salmasius —— Wir werden bald eine Lebensbeschreibung des Salmasius bekommen, welche vom de La Mare, Mitglied des Parlements zu Diion herrührt. Einer von meinen Freunden wollte auch Briefe herausgeben, aus welchen man sehen kann daß der Kardinal Richelieu dem Salmasius grosse Anerbietungen gethan hat, um ihn zur katholischen Religion zu bewegen, aber vergebens. Man irret also sehr, wenn man ihn beschuldiget, daß seine Feder feil gewesen sey.

Er

Er schrieb vielmehr ganz nach seinem Eigensinn. Er hatte zwey grosse Fehler. Der eine bestand darinn, daß er seine Gedanken nicht recht ordnete, welche durch die grosse Menge von Sachen, die sich in seine Seele drängten, immer wieder erstickt wurden. Sein anderer Fehler war, daß er sich im Schreiben nicht mässigen konnte. Grotius besaß hingegen die Tugenden des Salmasius und war frey von seinen Fehlern. Ich glaube übrigens, daß Salmasius so wohl als Milton alles übertrieben haben und ins Extrem verfallen sind. Ich für meine Person würde immer ihren Meynungen die Meynungen des unvergleichlichen Grotius vorziehen, welche sehr zuverlässig sind.

Hobbes, Locke, Puffendorf.

Th. 5. S. 304. *Epist.* 3. *ad Kortholtum.*

Ich sage frey heraus, daß ich weder mit Locke, noch mit Puffendorf sehr zufrieden bin. Ihre Schriften verdienen ohne Zweifel gelesen zu werden. Da sie hier und da zerstreuete Kenntnisse sammlen und vereinigen, so können sich junge Leute durch dieselben bis zu einem gewissen Grad in den Wissenschaften unterrichten, die der Gegenstand ihrer Bearbeitung sind. Aber ihre Verfasser dringen selten bis auf den Grund ihrer Materie ein.

Ganz anders verhält sichs mit dem Hobbes. Nach meinem Urtheil ist die Lesung desselben Anfängern schädlich, aber solchen vortheilhaft, die schon weiter gekommen sind, weil man bey ihm die tiefsinnigsten Wahrheiten und die gefährlichsten Irrthümer in zahlreicher Menge und durch einander gemischt findet. Man trift freilich auch im Locke und Puffendorf Grundsätze an, gegen welche Anfänger nothwendig auf ihrer Huth seyn müssen. Denn Puffendorfs Meynung von dem Ursprung der moralischen Wahrheiten, die er für willkührlich hält, ist ganz falsch, und Locke verwirft mit Unrecht die angebohrnen Ideen und Wahrheiten. Seine Philosophie über die Natur der menschlichen Seele ist von geringer Erheblichkeit und er sucht sogar die Grundsätze über den Haufen zu werfen, auf welchen ihre Unsterblichkeit beruhet. Denn er trägt die Vermuthung vor, daß die Materie denken könne.

Locke und Pascal.

Th. 5. S. 11. Zweyter Brief an Herrn Remond.

Locke besaß Subtilität, Geschicklichkeit und eine gewisse seichte Metaphysik, die er wieder in Ansehen zu bringen suchte, aber er verstand die mathematische Methode nicht.

Es

Es ist Schade, daß sich Pascal, ein sehr mathematischer und methaphysischer Kopf, zu frühzeitig, wie mir nemlich Huygens erzählt hat, durch gewisse zu hartnäckige Arbeiten und durch zu grossen Fleis auf theologische Werke geschwächt hat. Diese hätten ihm freilich den Beyfall sehr vieler verschaffen können, wenn er sie zu Ende gebracht hätte. Er führte auch eine sehr strenge Lebensart, die unmöglich für seine tiefsinnigen Meditationen und noch weniger für seine Gesundheit vortheilhaft seyn konnte. Perier, sein Neffe, gab mir einmal ein fürtrefliches Werk seines Oheims über die Kegel zu lesen und in der Absicht es in Ordnung zu bringen. Ich glaubte, daß man es sogleich bekannt machen würde. Man würde ihm dadurch in Sachen, wo es der Mühe werth war, die Ehre eines Originalkopfs erworben haben.

Vanini.

Th. 5. S. 321. *Epist.* 22. *ad Kortholtum.*

Ich habe die Apologie des Vanini noch nicht gesehen. Ich stelle mir vor, daß sie eben nicht verdient, gelesen zu werden. Die Schriften dieses Mannes sind sehr unbedeutend. Allein ein so schwacher Kopf wie er, oder besser zu sagen, ein solcher Thor verdiente nicht verbrandt zu werden. Man hätte ihn blos ein=

schliessen sollen, damit er Niemanden hätte verführen können.

Spinoza.

Th. 6. Abschn. 1. S. 329. *Leibnitziana*.

Der berüchtigte Jude Spinoza hatte ein schwarzgelbes Ansehen und in seinen Gesichtszügen etwas spanisches. Spanien war auch sein Vaterland. Er war ein Philosoph von Profession und führte als Privatmann ein stilles Leben. Er beschäftigte sich damit, daß er Gläser schlif, Perspektive und Vergrösserungsgläser verfertigte. Ich schrieb einmal einen Brief über die Optik an ihn, den man seinen Werken einverleibt hat.

Isaak Vossius und Saint-Evremont.

Th. 5. S. 372. *Epist. ad Bierlingium.*

S. Evremont versichert, daß Isaak Voßius keine vortheilhafte Gedanken von der Religion gehegt. Ich glaube es wohl und setze noch hinzu, daß er ein schlechtdenkender Mann war. Allein ich weiß nicht, ob S. Evremont besser dachte. Man sagt; er sey als Atheist gestorben und habe der Herzoginn von Mazarin seine Denkungsart eingeflößt. Ich weis, daß er öffentliche Vorlesungen über

die epikureische Philosophie hielt, die das gröste Gut in den Vergnügungen des Lebens setzt. In Gesellschaft sprach er sehr viel von Wein, Ragouts und dergleichen Materien. Alles, was wichtig und ernsthaft war, machte er lächerlich. Indessen gab er den Rath, daß man den Schein eines rechtschaffenen Mannes annehmen sollte, weil man ohne diese Vorsicht nicht angenehm in der menschlichen Gesellschaft leben könnte.

Magliabechi.

Th. 6. Abschn. 1. S. 331. *Leibnitziana.*

Magliabechi, der bey dem Herzog von Florenz Bibliothekarius war, hat sich von dieser Stadt niemals weiter als eine Viertelmeile entfernt und hat sie nie verlassen wollen, ob ihn der Grosherzog gleich oft dazu aufgefodert hat. Wenn man ihn entweder in Versen oder in Prosa lobte, so pflegte er es seinen Korrespondenten zu schreiben und sagte ihnen, daß es wider seinen Willen geschehen sey, mit den Ausdrücken: con mio sommo rossore.

Der Pater Bouhours.

Th. 5. S. 190. *Cogitationes miscellaneae.*

Ich glaube, daß sich die Deutschen keine Mühe geben dürfen, die beleidigenden Ausfälle

zu widerlegen, die der P. Bouhours auf Rechnung ihrer Nation gethan hat *). Ein geschickter Franzose, Barbier de Aucour, ist ih=

*) Der berüchtigte Pater Bouhours hat in den Unterredungen zwischen Arist und Eugen die Frage aufgeworfen, ob ein Deutscher ein schöner Geist seyn könne? Diese Frage fiel allen Gelehrten in Deutschland ungemein auf. Man sieht dieß aus verschiedenen Briefen, die sie noch lange hernach an Leibnitzen schrieben und aus der Mühe, die sich dieser gab, ihre Bewegungen zu stillen.

Leibnitz merkt an einem andern Ort an, daß der Pater Bouhours noch jung gewesen sey, wie er diese unbesonnene und lieblose Frage aufgeworfen. Ich bin überzeugt, daß sie ihm zu keiner Zeit würde in den Sinn gekommen seyn, wenn Deutschland damals schon die grossen Dichter hätte aufweisen können, welche itzt ihrem Vaterlande und unserm Jahrhundert so viel Ehre machen.

Ich will den P. Bouhours nicht vertheidigen, denn er ist würklich nicht zu entschuldigen. Indessen will ich doch anmerken, daß es mir scheint, als ob die Deutschen den vorgetragenen Zweifel nicht recht verstanden haben. Er hat nicht gefragt, ob ein Deutscher ein tiefdenkender,

ihnen in einem Buche zuvorgekommen, das den Titel führt: Kleanths Gedanken über die Unterredungen des Arist und Eugen. Er hat ihn hier gehörig geschildert und ihn so behandelt, wie er es verdiente. Der Pater Bouhours war nie mehr als ein mittelmässiger Kopf. Er verachtete das Aeussere seines Standes, nahm die Gestalt eines Petit-maitre an und affektirte die Reinlichkeit eines Frauenzimmers.

Vor-

der, scharfsinniger, solider Kopf seyn könnte, (in diesem Fall würde die Frage offenbar zu ungereimt seyn) sondern ob er ein schöner Geist seyn könnte. Dieß ist ein grosser Unterschied. Denn ohne ein schöner Geist (*bel-esprit*) zu seyn, kann man ein sehr guter Kopf (*tres-bon esprit*) und selbst ein grosses Genie seyn.

Ein spanischer Benediktinermönch Feijov, hat sich in seinem kritischen Theater sehr stark wider den Zweifel des P. Bouhours erklärt und besonders glaubt er durch die Aufstellung des Trithemus, eines deutschen Benediktiners, die Ungereimtheit des Zweifels gezeigt zu haben. Allein Trithemns kann ein Gelehrter und ein Kritiker vom ersten Range seyn, ohne das zu seyn, was man in unserer Sprache mit dem Namen eines schönen Geistes verbindet.

Vorurtheile wider die Deutschen Th. 5. S. 307. *Epist. ad Kortholtum.*

Die Vorurtheile der Franzosen wider die Deutschen haben ihren Ursprung hauptsächlich den Fehlern und dem lächerlichen Anstande der iungen Deutschen zu verdanken, die so ganz unerfahren, wie sie die Schule verlassen, ohne Wissenschaften und Lebensart wider alle Regeln der Klugheit von ihren Aeltern nach Frankreich geschickt werden, wo sie zum zweyten mal in die Kindheit zurückgehen, der sie kaum entwachsen waren. Denn man kann einen Menschen, der nicht mitsprechen kann, in gewisser Absicht als ein Kind ansehen, (infans est, qui fari nescit.) Daher sind sie entweder genöthigt, zu schweigen oder wenn sie den Mund aufthun, erregen sie Gelächter. Dazu rechne man nun noch die verschiedenen Streiche, die ihnen listige Betrüger spielen. Und was sind das für Deutsche, die zu den französischen Sprichwörtern Anlaß gegeben haben. Ihr haltet mich für einen Deutschen d. h. für einen treuherzigen leichtgläubigen Menschen; Ihr fanget mit mir einen deutschen Streit an d. h. zanket mit mir über eine Kleinigkeit. Was kann man im Grunde betrachtet von iungen unerfahrnen Leuten für eine bedachtsame und kluge Aufführung erwarten

ten, die auf einmal unter eine fremde Nation, wie in eine neue Welt versetzt worden sind?

Von den Journalisten zu Trevoux

Th. 6. S. 176. *Epist. ad Patrem Desbosses Iesuitam.*

Man müste die Journalisten zu Trevoux, die in der That aufgeklärte Gelehrte sind, bitten, daß sie sich bey der Beurtheilung gelehrter Werke angelegen seyn liessen, mehr das Fürtrefliche und Nützliche als das Unnütze und Fehlerhafte derselben anzumerken. Die Menschen sind von Natur zum Tadel und zur Verachtung anderer geneigt; allein diese üble Neigung der Leser muß nie durch Schriftsteller, besonders durch Schriftsteller, die zu einem geistlichen Orden gehören, unterhalten oder geschmeichelt werden. Ein wohldenkender und gelehrter Mann hat z. B. ein Werk mit vielem Fleis verfertigt. Alle seine Zeit ist dem gemeinen Besten gewidmet gewesen. Er erwartet dafür keine andere Belohnung als einige Lobsprüche. Warum wollen wir ihm nun Gutes mit Bösem vergelten und ihn dadurch, daß wir ihn der Verachtung und dem Gelächter des Publikums blos stellen, wenn ihm von ohngefähr ein Fehler entwischt ist, nöthigen, daß ihn eine Unternehmung ge-

gereuet, die doch Lob verdiente? Wenn zuweilen Gelegenheit da ist, den Verfasser zu belehren, so wünschte ich, daß dieß immer auf eine Art geschehen mögte, daß er mehr Ursache hätte, sich zu unserer Kritik Glück zu wünschen, als sich darüber zu beklagen.

Welche Menschen am erfindrischsten sind.

Th. 6. Abschn. 1. *Obseruationes Leibnitzianae.*

Ein Mensch, der eine Kunst noch nicht versteht, ist geschickter, Entdeckungen in derselben zu machen, als dieienigen, die sie schon verstehen und derienige, der allein gehet, ist glücklicher darinn als derienige, der einen Führer hat. Der Grund liegt darinn, das iene oft durch eine vorher unbekannte Thür gehen und sich einen Weg bahnen, den andere noch nicht kennten. Die Dinge werden sich ihnen also in einer andern Gestalt vorstellen. Da ihnen überdem alles neu ist, so erregt alles ihre Verwunderung. Bey Materien, über welche andere, als oft genug wiederholte Dinge, flüchtig weggehen, grübeln sie nach und erforschen sie bis auf den Grund.

Von einem schwedischen Landmann.

Th. 5. S. 150. *Epist. de computationis mirandae speciminibus.*

Was soll man von einem schwedischen Layen denken, der nicht einmal die gewöhnliche

che Arithmetik gelernt hatte und der mitten unter Lerm und Geräusch aus dem Kopfe und zwar in einem Augenblick die schwersten Rechnungen ausrechnete? M. Schmidt, der an dem schwedischen Hofe Hannöverischer Gesandter war, speiste einmal bey dem Grafen von Oxenstirn, Groskanzler des Reichs, wie man diesen iungen Menschen kommen ließ. Man fragte ihn, wie viel Würmer an so und so viel Bäumen in einem Garten seyn würden, von welchen ieder so und so viel Zacken, ieder Zacken so und so viel Zweige, ieder Zweig so und so viel Blätter und iedes Blat so und so viel Würmer hätte. Er antwortete fast in demselben Augenblick und traf die Summe von so vielen Multiplikationen richtig. Dieser iuuge Bauer gieng hierauf nach Dännemark. Allein man bezeigte nicht die Aufmerksamkeit auf ihn, die eine so bewundernswürdige Stärke des Geistes verdiente.

Von einem Schuster in Leyden.

Th. 3. S. 460. Brief an den Herrn Abt Conty.

In Leyden war ein Schuster, dessen Geschichte ich ehedem in ein lateinisches Program gebracht habe. Wenn auf der Universität zu Leyden disputirt wurde, so fand er sich allemal bey der öffentlichen Disputation ein. Endlich fragte ihn einer, der ihn kannte, ob

er lateinisch verstünde? Nein, sagte er, und ich will mir auch die Mühe nicht geben, es zu lernen. Warum kommt er denn so oft in diesen Hörsaal, wo man nichts als lateinisch spricht? Weil ich mein Vergnügen daran habe, die Ausfälle zu beurtheilen. Wie kann er denn das beurtheilen, da er nicht weiß, was gesagt wird? Ich habe ein ander Mittel, zu urtheilen wer Recht hat. Und welches denn? Wenn ich dem einen an der Mine ansehe, daß er verdrüßlich und böse wird, so schliesse ich daraus, daß er keine Gründe mehr hat.

Von einem Blinden zu Mastricht.

Th. 6. S. 325. *Leibnitziana.*

Der verstorbene Longueil sagte mir, er habe in Mastricht einen Blinden gesehen, der Charten gespielt und die Farben eines Zeuges durch das Anrühren erkannt hätte. Ich weis nicht ob er es ganz allgemein konnte. Er fand, daß das Weiße und Schwarze rauher sey als das Rothe.

Grundsätze der Philosophie des Herrn von Leibnitz.

Th. 2. S. 20. *Principia Philosophiae, seu Theses in gratiam Principis Eugenii*

I. Die Monade, von der wir reden wollen, ist nichts anders als eine einfache Substanz

stanz, aus welchen die zusammengesetzten bestehn. Man nennet eine einfache Substanz eine solche, die keine Theile hat.

II. Es ist nothwendig, daß es einfache Substanzen geben muß, weil es zusammengesetzte giebt; denn ein zusammengesetztes Ding ist ein Zusammenfluß von einfachen.

III. Wo keine Theile sind, da ist weder Ausdehnung, noch Gestalt, noch Theilbarkeit, und die Monaden, von welchen hier die Rede ist, sind die wahren Atomen der Natur und, um es kurz zu sagen, die Elemente der Dinge.

IV. Es ist auch für sie keine Auflösung zu befürchten, und man kann sich keine Art und Weise denken, wie eine einfache Substanz, durch natürliche Ursachen, zu seyn aufhören könne.

V. Aus eben dem Grunde kann auch eine einfache Substanz nicht auf eine natürliche Art entstehen, weil sie nicht anders als durch die Zusammensetzung gebildet werden könnte.

VI. Man kann ferner behaupten daß sie nicht anders als in einem Augenblick anfangen, und aufhören können, daß heißt, eine Monade kann nur durch die Schöpfung ihren Anfang nehmen, und durch die Vernichtung aufhören, da hingegen die zusammengesetzten theilweise anfangen und aufhören zu seyn.

VII. Man kann auch auf keine Weise erklären, wie eine Monade, durch irgend ein

Geschöpfe in ihrem inneren verändert werden kann, weil man sich bey ihr weder eine Verrückung noch eine innere Bewegung denken kann, die erregt, gelenkt, vermindert, oder vermehrt werden könnte, welches doch bey den zusammengesetzten Dingen geschieht, wo die Vielheit der Theile Anlaß zur Veränderung giebt. Die Monaden haben keine Fenster durch welche etwas herein, oder heraus gehen kann. Die Accidentia gehen nicht aus den Substanzen heraus, und folglich kann weder Substanz noch Accidenz von aussen in die Monade hineindringen.

VIII. Die Monaden müssen also gewisse Eigenschaften an sich haben, sonst wären sie keine Wesen.

IX. Jede Monade muß von allen andern verschieden seyn. Denn es existiren in der Natur nicht zwey vollkommen gleiche Wesen, zwischen welchen man keinen innern oder in einer innern Benennung gegründeten Unterschied bemerken könnte; und wenn die einfachen Substanzen nicht durch ihre Eigenschaften von einander unterschieden wären, so könnte man keine Veränderung in den Dingen bemerken, weil alles, was man an den zusammengesetzten Dingen findet, nothwendig von den einfachen Substanzen herkommen muß, aus deren Vereinigung iene bestehen. Ueberdem wenn die Monaden keine Eigenschaften hätten,

ten, so könnte die eine nicht von der andern unterschieden werden, weil die Monaden in Ansehung der Grösse nicht verschieden sind. Wenn wir nun nach der Behauptung weiter schliessen, so würde ieder Ort, was auch immer für eine Bewegung vorgehen mögte, nur eine Maße aufnehmen können, welche derienigen vollkommen gleich wäre, deren Stelle sie ersetzt. Es würde also kein Zustand der Dinge von dem andern zu unterscheiden seyn.

X. Ich setze daher, da ich mich nicht anders überzeugen kann, voraus, daß iedes erschaffene Wesen, folglich die erschaffenen Monaden, der Veränderung unterworfen sind, wie auch, daß die Veränderung in ieder Monade fortdauert.

XI. Aus dem bisher gesagten folget, daß die natürlichen Veränderungen der Monaden, von einer inneren Ursache herrühren, weil keine äussere Ursache auf ihr Inneres Einfluß haben kann. Und man kann überhaupt behaupten daß die **Kraft** nichts anders, als die Ursache der Veränderungen sey.

XII. Ausser der Ursache der Veränderungen muß auch ein Schema von dem da seyn, was verändert wird, welches gleichsam die Specification und die Mannigfaltigkeit der einfachen Substanzen bestimmt.

XIII. Diese Art von Schema muß die Menge in der Einheit oder in dem einfachen Din-

ge entwickeln. Denn bey ieder natürlichen Veränderung wird, da sie stufenweise erfolget, etwas verändert und etwas bleibt in seinem vorigen Zustand. Man muß also in einer einfachen Substanz eine Mehrheit von zufälligen Beschaffenheiten und Verhältnissen annehmen, wenn diese Substanz gleich keine Theile hat.

XIV. Dieser fremde Zustand, welcher die Menge in der Einheit in sich schließt und vorstellt, oder die einfache Substanz ist nichts anders, als was wir dunkle Vorstellung nennen, und was wir sorgfältig von den deutlichen Vorstellungen oder dem Bewußtseyn unterscheiden müssen, welches in der Folge mehr einleuchten wird. Wegen dieser unterlassenen Unterscheidung irreten die Cartesianer, da sie die dunklen Vorstellungen nicht achteten, deren wir uns nicht bewust sind. Daher kam es auch, daß die Cartesianer glaubten, die Geister wären nur allein Monaden; es gebe keine Seelen der Thiere und noch weniger andere principia vitae. Daher verwechselten sie auch gleich dem Pöbel eine lange Betäubung mit dem Tode, im strengsten Verstande genommen. Daher verfielen sie endlich auch auf das falsche Vorurtheil der Scholastiker, daß die Seelen ganz von den Körpern getrennet wären; ein Vorurtheil, welches den vermeinten Freigeistern, welche

die

die Unsterblichkeit der Seele bestreiten, neue Waffen in die Hände gegeben hat.

XV. Die Handlung der inneren Kraft, vermöge welcher die Veränderung oder der Uebergang einer Vorstellung zur andern geschiehet, kann das Begehren (appetitus) genannt werden. Das Begehrungsvermögen kann zwar nicht immer alle die Vorstellungen erlangen, nach welchen es strebt, allein es verlangt doch immer einen Theil davon und kommt also zu neuen Vorstellungen.

XVI. Wir erfahren selbst, daß in einer einfachen Substanz eine Vielheit sey, weil wir gewahr werden, daß der kleinste Gedanke dessen wir uns bewust sind, eine Mannigfaltigkeit in seinem Gegenstande in sich schließt. Alle diejenigen also, welche annehmen, daß die Seele eine einfache Substanz sey, müssen diese Vielheit in der Monade annehmen. Bayle hätte in seinem Dictionair unter dem Artikel Rorarius hierüber keine Schwierigkeiten machen sollen.

XVII. Man kann indessen nicht leugnen, daß die Vorstellungen und alles was davon abhängt, nicht aus mechanischen Gründen, das heißt, durch Hülfe der Gestalten und Bewegungen erkläret werden können. Wenn wir uns eine Maschine vorstellen wollen, welche denkt, empfindet, und vermöge ihrer Struktur Begriffe hat, so muß man sich allerdings

diese Maschine so vorstellen, daß sie nach den grössesten Ausdehnungen, und den grössesten Verhältnissen gebauet sey, dergestalt daß man in diese Maschine hineingehen kann, so wie man in eine Mühle hinein gehet. Nach dieser Voraussetzung werden wir nichts in derselben entdecken als Theile, die gegenseitig an einander stossen und nie etwas, welches die Vorstellungen erklärbar macht. Man muß also das, was den Grund von den Vorstellungen angiebt nicht in einer zusammengesetzten Substanz oder in einer Maschine, sondern in einer einfachen Substanz aufsuchen, und zwar werden wir in einer einfachen Substanz nichts weiter antreffen als dieß, daß sie blos Vorstellungen und die Veränderungen der Vorstellungen in sich schließe. Und hierinn müssen auch allein alle innere Handlungen der einfachen Substanzen bestehen.

XVIII. Man könnte alle einfache Substanzen oder erschaffene Monaden Entelechien nennen, denn sie haben in sich selbst eine gewisse Vollkommenheit (ἔχουσι τὸ ἐντελές) eine gewisse Selbstthätigkeit (αὐτάρκεια) vermöge welcher sie die Quelle ihrer inneren Handlungen und gleichsam unkörperliche Kunstwerke sind, die sich selbst bewegen;

XIX. Wenn man Seele alles das nennen will, was Vorstellungen und Begehrungen in dem allgemeinen Verstande hat, den wir er=

erklärt haben, so könnte man alle einfache Substanzen oder die erschaffenen Monaden Seelen nennen. Allein wenn deutliche Vorstellungen etwas mehr in sich schliessen, als blosse dunkle Vorstellungen, so ist es schicklicher, bey den einfachen Substanzen, die blos dunkle Vorstellungen haben, den allgemeinen Namen Monaden und Entelechien beyzubehalten und nur dieienigen Seelen zu nennen, deren Vorstellungen deutlicher und mit dem Gedächtniß verbunden sind.

XX. Wir bemerken auch zuweilen an uns selbst einen gewissen Zustand, in welchem wir uns nichts erinnern, und keine deutliche Vorstellungen haben z. B. in einer Betäubung oder einem tiefen Schlafe, der nicht mit Träumen begleitet ist. In diesem Zustande ist die Seele in Ansehung der Empfindung gar nicht von einer blossen Monade unterschieden. Allein da dieser Zustand nicht lange dauert, so muß man notwendig bey ihr noch etwas mehr annehmen.

XXI. Hieraus folgt nicht, daß eine einfache Substanz ohne alle Vorstellungen sey: dieß ist nach den angegebenen Gründen unmöglich. Denn eine einfache Substanz kann nicht zu seyn aufhören. Allein wenn eine grosse Menge schwacher Vorstellungen, die keine Deutlichkeit bey sich führen, auf einmal gegenwärtig sind, so ist die Seele in einer ge-

wissen Sinnlosigkeit, das heißt, in einem solchen Zustande, den wir erfahren, wenn wir, nachdem wir uns schnell in einem Kreise herumgedrehet haben, in eine gewisse Betäubung verfallen, die alles Bewustseyn in uns erlischt und es uns unmöglich macht, etwas zu unterscheiden. Der Tod kann die Thiere auf eine Zeitlang in solchen Zustand versetzen.

XXII. Und da ieder gegenwärtige Zustand einer einfachen Substanz eine natürliche Folge des vorhergegangenen Zustandes ist, dergestalt daß das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen schwanger ist;

XXIII. So ist, weil wir uns unserer Vorstellungen bewust sind, wenn wir von diesem sinnlosen Zustand wieder zu uns selbst kommen, — absolut nothwendig, daß wir vorher und zwar unmittelbar einige Vorstellungen gehabt haben, wenn wir uns derselben gleich nicht bewust gewesen sind; denn eine Vorstellung entstehet natürlicher Weise nur aus einer andern, so wie eine Bewegung nur durch eine andere hervorgebracht werden kann.

XXIV. Hieraus erhellet, daß, wenn wir in unsern Vorstellungen nicht etwas deutliches, erhabenes und, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht etwas von einem feinern Geschmack hätten, unsere Sinnlosigkeit beständig währen würde. Denn so ist der Zustand der blossen Monaden beschaffen.

XXV. Wir bemerken auch, daß die Natur den Thieren Vorstellungen von einer höhern Ordnung gegeben hat, da sie denselben Organe mitgetheilt, welche eine grosse Menge Lichtstrahlen oder Bewegungen der Luft sammlen und sie durch diese Vereinigung würksamer machen. Bey dem Geruch, dem Geschmack, dem Gefühl und vielleicht auch bey vielen andern Sensationen, die wir nicht kennen, gehet etwas ähnliches vor. Ich werde hernach erklären, wie das, was in der Seele vorgehet, das vorstelle, was in den Organen ist.

XXVI. Das Gedächtniß verschaft den Seelen etwas vernunftähnliches, ein gewisses Folgerungsvermögen, welches die Vernunft nachahmt, das aber von derselben unterschieden werden muß. Es ist ganz richtig, daß die Thiere — wenn sie einen Gegenstand gewahr werden, der sie frappirt, und von dem sie vorher eine ähnliche Vorstellung gehabt haben, der Vorstellung des Gedächtnisses zufolge — das erwarten, was bey der schon gehabten Vorstellung mit dieser Vorstellung verbunden war und auf Empfindungen geführt werden, die den schon vorher gehabten ähnlich sind. Wenn man, zum Beyspiel, den Hunden einen Stock zeigt, so erinnern sie sich sogleich des Schmerzens, den er ihnen verursacht hat, schreien und nehmen die Flucht.

XXVII. Die starke Einbildungskraft, die sie erschüttert und in Bewegung setzt, hat ihren Grund in der Grösse oder in der Vielheit der vorhergehenden Vorstellungen. Denn zuweilen bringt ein starker Eindruck, der auf einmal geschiehet, eben die Würkung hervor, welche eine lange Gewohnheit und viele oft wiederhohlte mittelmässige Vorstellungen hervorbringen.

XXVIII. Die Menschen handeln wie Thiere wenn die Folgerungen ihrer Vorstellungen nur im Gedächtnisse ihren Grund haben, die alsdann den empirischen Aerzten gleichen, welche blos Praxin ohne Theorie haben. Und eigentlich sind wir auch bey drey Viertheilen unserer Handlungen blos empirisch. Wenn wir z. B. morgen den Aufgang der Sonne erwarten, so ist unser einzige Grund der, daß die Sonne immer alle Tage aufgegangen ist. Die Astronomen können es nur aus Gründen vorhersehen.

XXIX. Allein die Erkenntnis ewiger und nothwendiger Wahrheiten ist es eigentlich, die uns von blossen Thieren unterscheidet, die uns würklich vernünftig und zur Erlernung der Wissenschaften fähig macht, weil uns diese Erkenntnis zur Erkenntnis Gottes und unserer selbst erhebt und eben dieß nennt man in uns die vernünftige Seele oder den Geist.

XXX.

XXX. Wir haben ferner der Erkenntnis der nothwendigen Wahrheiten und ihrer abstrakten Begriffe die Fähigkeit zu verdanken, Ueberlegungen anzustellen, vermöge welcher wir uns einen Begrif von dem machen können, was wir unser Ich nennen und an uns bald das eine bald das andere Stück betrachten; wenn wir vermöge dieser Fähigkeit an uns selbst denken, so erlangen wir einen Begrif von einem Dinge, von einer einfachen und zusammengesetzten Substanz, vom Immateriellen und selbst einen Begrif von Gott, indem wir uns vorstellen, daß dasienige, was in uns eingeschränkt ist, in ihm uneingeschränkt sey und zwar sind dieß die Handlungen der Vernunft, welche unser Nachdenken mit den wichtigsten Gegenständen unterhalten.

XXXI. Die Urtheile unserer Vernunft gründen sich auf zwey grosse Grundsätze. Der erste ist der Satz des Widerspruchs, vermöge dessen wir etwas für falsch erklären, wenn es einen Widerspruch in sich schliesst und das für wahr halten, was dem Falschen entgegengesetzt ist oder demselben widerspricht.

XXXII. Der zweyte ist der Satz des zureichenden Grundes, nach welchem wir einsehen, daß kein Faktum, kein Ausspruch wahr seyn kann, wenn nicht ein zureichender Grund vorhanden ist, warum etwas so und nicht an-

ders

ders ist, wenn uns gleich diese Gründe oft unbekannt seyn können.

XXXIII. Wenn eine Wahrheit nothwendig ist, so kann man den Grund derselben durch die Analyse, das heißt, dadurch entdecken, daß man dieselbe so lange in Begriffe und in die einfachsten Wahrheiten auflöset, bis man zu den ersten Grundwahrheiten gekommen ist.

XXXIV. Auf eben diese Art reducirt man in der Mathematik die spiculativischen Lehrsätze und die praktischen Regeln durch die Analyse auf Erklärungen, Axiome und Heischsätze.

XXXV. Es giebt endlich auch einfache Ideen, von welchen man unmöglich eine Difinition geben kann. Es giebt ferner Axiome, Heischsätze, kurz gewisse erste Grundsätze, die nicht bewiesen werden können und auch nicht bewiesen werden dürfen, weil sie eigentlich nichts anders als identische Sätze sind.

XXXVI. Allein man muß einen zureichenden Grund in den zufälligen Wahrheiten oder in den würklichen Thatsachen finden, d. h. in der Folge der Dinge, welche die ganze Schöpfung ausmachen, und wobey wegen der erstaunenden Mannigfaltigkeit der natürlichen Dinge und wegen der Theilung der Körper ins Unendliche die Auflösung in besondere Gründe bis ins Unendliche fortgesetzt werden könnte.

te. Es giebt eine unendliche Menge gegenwärtiger und vergangener Gestalten und Bewegungen, die in die würkende Ursache meiner würklichen Schrift Einfluß haben und eine unendliche Menge gegenwärtiger und vergangener Neigungen und Stimmungen meiner Seele, die in ihre Endursache einen Einfluß haben.

XXXVII. Da diese ganze Folge andre vorhergehende zufällige Dinge in sich enthält, von welchen iedes eine ähnliche Analyse erfodert, so wird man offenbar nie ans Ende kommen, wenn man auf diesem Wege fortgehet und auch die Gründe von dieser Folge angeben will. Es ist also nothwendig, daß dieser hinreichende oder letzte Grund ausser der Reihe der zufälligen Dinge seyn muß, so unendlich zahlreich auch immer diese Reihe seyn mag.

XXXVIII. Daher muß auch der letzte Grund der Dinge in einer nothwendigen Substanz liegen, welche die Reihe aller dieser Veränderungen wie in einer Quelle völlig in sich schließt. Und diese Substanz ist das Wesen, das wir Gott nennen.

XXXIX. Da nun diese Substanz der zureichende Grad dieser ganzen Reihe ist, in welcher alles vollkommen mit einander verbunden ist, so ist nur ein Gott, und dieser einzige Gott ist hinlänglich.

XL. Man muß auch annehmen, daß diese höchste Substanz, welche allein allgemein und nothwendig ist, nicht eingeschränkt seyn kann, und alle mögliche Realitäten an sich haben muß, weil ausser ihr nichts existiret, was nicht von ihr abhängen müste, und was nicht eine blosse Folge möglicher Dinge wäre.

XLI. Hieraus folgt, daß Gott höchst vollkommen seyn muß, weil die Vollkommenheit nichts anders ist als die Grösse einer positiven Realität, im genauesten Verstande genommen und von allen Schranken abstrahirt.

XLII. Hieraus muß man auch schliessen, daß die Geschöpfe ihre Vollkommenheit von Gott erhalten; daß sie aber ihre Unvollkommenheiten von ihrer eigenen Natur bekommen, die eines uneingeschränkten Wesens unfähig ist, denn hierinn sind sie eigentlich von Gott unterschieden.

XLIII. Gott ist gewiß die Quelle nicht allein der Existenzen sondern auch der Eßenzen, in so fern sie reel sind, oder welches eben darauf hinausläuft, er ist die Quelle desienigen, was in ihrer Möglichkeit reel ist. Dieß ist die Ursache, warum der göttliche Verstand, der Auffenthalt der ewigen Wahrheiten oder der Ideen ist, von welchen sie abhangen, und ohne ihn würde keine Realität in den Möglichkeiten seyn, und es würde nicht nur nichts existiren, sondern auch nicht einmal möglich seyn.

XLIV.

XLIV. Denn wenn eine Realität in den Würklichkeiten oder Möglichkeiten, oder vielmehr ewigen Wahrheiten gewesen ist, so hat diese Realität keinen andern Grund haben können, als in einem existirenden und würklichen Dinge, folglich in der Existenz eines nothwendigen Dinges, dessen Wesen die Existenz in sich schließt, oder dem die Möglichkeit hinreichend zur Würklichkeit war!

XLV. Gott, oder das nothwendige Wesen, hat also allein das Vorrecht, daß er nothwendig existirt, wenn er möglich ist, und da nichts seine Möglichkeit hindert, weil er ohne Schranken ist, so ist er keiner Negation, folglich keines Widerspruchs fähig. Dieß allein ist hinreichend, die Existenz Gottes zu beweisen. Wir haben sie aber auch durch die Realität der ewigen Wahrheiten bewiesen.

XLVI. Allein wir wollen sie auch a posteriori beweisen, weil zufällige Dinge existiren, die den letzten und zureichenden Grund ihres Daseyns nur in einem nothwendigen Wesen haben können, welches den Grund seines eigenen Daseyns in sich selbst hat.

XLVII. Wir müssen uns aber nicht einbilden, daß die ewigen Wahrheiten, weil sie von Gott abhangen, willkührlich und lediglich seinem Willen unterworfen sind, wie Poiret nach dem Cartesius behauptet; dieß ist nur in Ansehung der zufälligen Wahrheiten richtig. Die

nothwendigen Wahrheiten hingegen hangen nur von dem Verstande Gottes ab und sind der innere Gegenstand desselben.

XLVIII. Gott allein ist also die erste Einheit, oder die einfache fruchtbare Substanz, die alle erschaffene, oder abgeleitete Monaden hervorgebracht hat, und von der diese gleichsam durch beständige Ausflüsse *) der Gottheit ausfliessen, die durch die Empfänglichkeit der Kreatur eingeschränkt werden, da Schranken derselben wesentlich sind.

XLIX. Gott besitzt eine Macht, welche die Quelle aller Dinge ist, ferner eine Erkenntniß, welche einen Abriß der Ideen enthält, und endlich einen Willen, welcher die Veränderungen, oder

*) Herr Bailli, Verfasser der Lobschrift auf den Herrn von Leibnitz, die von der Akademie zu Berlin gekrönt wurde, führet diesen Ausdruck mit an, und entwickelt ihn, wie er das berühmte System der Monaden erklärt. Da dieser Aufsatz von ganz besonderm Nachdruck und Schönheit ist, so verbindet ihn seine Aufrichtigkeit zugleich anzuzeigen, daß er ihn aus der Encyclopädie unter dem Artickel Leibnitz entlehnet habe. Allein der Verfasser dieses Artickels hatte ihn selbst vom Leibnitz entlehnt, der unstreitig der Schöpfer desselben ist.

oder Hervorbringungen nach dem Grundsatz des Besten würkt.

L. Diese Eigenschaften stimmen mit dem überein, was in den erschaffenen Monaden den Grund oder die Grundlage des Vorstellungs- und Begehrungsvermögens ausmacht, aber in Gott sind diese Eigenschaften absolut unendlich oder vollkommen, da sie hingegen in den Monaden, oder den Entelechien, welche Hermolaus Barbarus im Lateinischen perfectihabia nennte, nur Nachahmungen der göttlichen Eigenschaften sind. Die nach dem Maasse der Vollkommenheit, welche ihnen zuertheilt worden ist, mehr oder weniger vollkommen sind.

LI. Man sagt von einer Kreatur, daß sie ausser sich selbst **handele**, in sofern sie eine Vollkommenheit hat, und von der andern **leide**, in sofern sie unvollkommen ist. Wir schreiben also einer Kreatur **Handlung** zu, in sofern ihre Vorstellungen klar sind, und **Leiden** in sofern sie dunkel sind.

LII. Eine Kreatur ist vollkommener als die andere, wenn wir in der ersten den Grund von dem finden, was in der andern vorgeht, und dieß berechtigt uns zu sagen, daß die erste auf die zweyte würke.

LIII. Allein in den einfachen Substanzen ist der Einfluß einer Monade auf die andere nur idealisch und kann nur durch die Darzwi-

schenkunft Gottes Würkung haben, in sofern eine Monade in den Ideen Gottes mit Grund fodert, daß Gott alle andere Monaden bey dem ersten Ursprung der Dinge verbinden, und auch auf sie Rücksicht nehmen solle. Denn weil eine Monade auf das Innere einer andern keinen physischen Einfluß haben kann, so kann man nichts anders begreifen, wie die eine von der andern abhangen könne.

LIV. Die Handlungen und Leiden der Kreaturen sind also gegenseitig, wenn Gott würklich zwey einfache Substanzen mit einander vergleicht, so entdeckt er in einer ieden Gründe, die ihn verbinden, die eine nach der andern zu bequemen, und folglich ist das, was in gewisser Absicht handelnd ist, auch aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, leidend, das heißt, das handelnde, in so fern wir es in einer Monade deutlich erkennen, dient dazu, daß man den Grund von dem angeben kann, was in einer andern vorgeht, und das leidende in Rücksicht auf dem Grund desienigen, was in der ersten vorgeht, findet sich in dem, was wir von der zweyten deutlich wissen.

LV. Da nun in dem göttlichen Verstand eine Menge möglicher Welten gegenwärtig ist, und nur eine würklich existiren kann, so muß nothwendig ein zureichender Grund von der Wahl Gottes vorhanden seyn; ein Grund der Gott bestimmt, die eine, und nicht die andere zu erschaffen.

LVI.

LVI. Diesen Grund kann man nur in den Gründen der Vollkommenheit finden, die einer ieden von diesen Welten eigen sind, weil iedes mögliche Ding die Würklichkeit zu fodern ein Recht hat, das mit dem Grade der Vollkommenheit, die es in sich schließt, in Verhältniß stehet.

LVII. Und dieß ist die wahre Ursache von der Würklichkeit der besten Welt, die Gott nach seiner Weisheit als eine solche erkannte, nach seiner Güte wählte und nach seiner Macht hervorbrachte.

LVIII. Diese Adaptation aller Geschöpfe mit einem ieden von ihnen und eines ieden untereinander mit allen übrigen macht, daß iede einfache Substanz gewisse Aehnlichkeiten und Eigenschaften hat, welche alle übrigen vorstellen, und daß sie folglich ein lebendiger und immerwährender Spiegel der Welt wird.

LIX. So wie eine und dieselbe Stadt, wenn man sie von verschiedenen Orten betrachtet, nicht dieselbe zu seyn scheint, und sich gleichsam mit den verschiedenen Gesichtspunkten vermehrt; so kommt es auch, daß nach der unendlichen Menge der einfachen Substanzen auf gewisse Weise eben so viel verschiedene Welten existiren, die doch nichts anders als durch die Lage verschiedene Vorstellungen derselben Welt nach den verschiedenen Standpunkten einer ieden Monade sind.

LX. Dieß ist auch das Mittel, wodurch man so viel Abwechselung erhalten kann als möglich ist, doch mit der möglichst grösten Ordnung, d. h. es ist das Mittel, die grösste mögliche Summe der Vollkommenheit zu erhalten.

LXI. Diese Hypothese, die ich für bewiesen auszugeben wage, ist die einzige, welche von der Grösse Gottes einen gnugsam *hohen* Begrif giebt. Bayle, der in seinem Wörterbuche in dem Artickel **Rorarius** einige Einwürfe dagegen vorgetragen hat, nimmt sie auch an. Er hat sogar geglaubt, daß ich Gott zu viel und mehr, als möglich wäre, einräumte. Aber er hat nie einen Grund angeben können, warum diese Harmonie — nach welcher iede Substanz durch die Aehnlichkeiten, die sie mit ihnen hat, alle übrige genau vorstellt — unmöglich wäre.

LXII. Uebrigens beweisen auch die kurz vorher angegebenen Gründe a priori, warum die Dinge nicht anders seyn können, nemlich weil Gott bey der Anordnung des Ganzen auf ieden Theil und hauptsächlich auf iede Monade Rücksicht genommen hat und da eine Monade ihrer Natur nach etwas vorstellen kann, so konnte nichts sie einschränken, daß sie nur einen Theil der Dinge vorstellen sollte. Wenn diese Vorstellung gleich in Absicht auf die ganze Welt nur dunkel ist, und

sie

sie nur in Ansehung einer kleinen Anzahl ihrer Theile, d. h. derienigen klar seyn kann, die ihr am nahesten kommen und die in Beziehung auf iede Monade von grösserer Erheblichkeit sind. Denn sonst wäre iede Monade eine Art von Gottheit. Die Monaden sind also nicht in ihrem Gegenstande, sondern nur in der Modification der Erkenntnis ihres Gegenstandes eingeschränkt. Alle streben auf eine dunkle Art nach der Unendlichkeit. Allein sie sind nach den Graden ihrer klaren Vorstellungen eingeschränkt und von einander unterschieden.

LXIII. Die zusammengesetzten Substanzen sind in diesem Punkt nicht von den einfachen verschieden. Denn weil alles in der Welt voll ist und daher alle Theile der Materie unter einander verbunden sind — und da in einer vollen Sache die kleinste Bewegung auf die entfernten Körper nach dem Verhältnis ihrer Entfernung einen Einflus hat, so daß ieder Körper nicht nur durch die Körper, die ihn berühren, modificirt wird und in gewissem Betracht das empfindet, was ihnen begegnet, sondern auch durch ihre Vermittelung das empfindet, was in den Körpern vorgeht, welche dieienigen berühren, von denen er unmittelbar berühret wird — so folgt daraus, daß sich diese Kommunikation auf alle Entfernungen erstrecke; folglich trift ieden Körper das,

was in der ganzen Welt vorgeht, so daß ein Wesen, welches alles siehet, in iedem Körper lesen kann, was in allen übrigen vorgeht und sogar, was vorgegangen ist oder was noch vorgehen wird und daß es in dem gegenwärtigen alles bemerkt, was sich sowohl in Ansehung der Zeit als des Raums davon entfernt; ξύμπνοια πάντα, sagte Hippocrates. Allein die Seele kann in ihr selbst nur das lesen, was deutlich in derselben vorgestellt ist; sie kann alle ihre Vorstellungen nicht auf einmal entwickeln, weil sie nach dem Unendlichen streben.

LXIV. Wenn also gleich iede erschaffene Monade die ganze Welt vorstellt, so stellet sie doch den Körper, mit dem sie auf eine besondere Weise vereinigt ist, viel deutlicher vor und weil dieser Körper die ganze Welt durch die Verbindung vorstellt, die alle Theile der Materie in der ganzen Schöpfung mit einander haben, so stellet die Seele auch die ganze Welt vor, indem sie den Körper vorstellt, mit dem sie auf eine nähere Art verbunden ist.

LXV. Der Körper, der einer Monade gehört, welche die Seele oder die Entelechie desselben ist, macht mit der Entelechie das aus, was wir Leben nennen und mit der Seele das, was wir Thier nennen.

LXVI.

LXVI. Der Körper eines lebendigen Geschöpfs oder eines Thiers ist immer organisch. Denn weil iede Monade nach ihrer Art ein Spiegel der Welt ist, und in der Welt eine vollkommene Ordnung herrscht, so muß diese Ordnung auch in dem Theile herrschen, der dieselbe vorstellt, das heißt, in den Vorstellungen der Seele und folglich in den Körpern, nach welchen sie die Welt vorstellen.

LXVII. Jeder organische Körper eines lebenden Wesens ist also eine Art von göttlicher Maschine oder ein gewisses natürliches sich selbst bewegendes Kunstwerk, das alle künstliche Automaten unendlich übertrift. Die Zähne eines Rades haben z. B. Theile oder Stücke, die nicht das Werk der Kunst und in Rücksicht auf den Gebrauch, zu dem das Rad bestimmt ist, keine Maschinen sind. Allein die Maschinen der Natur, d. h. die lebendigen Körper sind noch in ihren kleinsten Theilen Maschinen, wenn auch die Theilung ins unendliche vorgenommen werden könnte. Und hierinn besteht eigentlich der Unterschied zwischen Natur und Kunst, d. h. zwischen der Kunst Gottes und der Kunst der Menschen.

LXVIII. Nichts konnte den Urheber der Natur hindern, dieses bewundernswürdige und göttliche Kunstwerk in Bewegung zu setzen, weil ieder Theil der Materie nicht allein bis ins unendliche theilbar ist — eine

Wahrheit, welche die Alten schon erkannt haben, — sondern auch würklich bis ins unendliche subdividirt werden kann, da ieder Theil der Materie eine Bewegung hat, die ihm eigen ist; Denn sonst wäre es unmöglich, daß ieder Theil der Materie die ganze Welt vorstellte.

LXIX. Hieraus folgt, daß der kleinste Theil der Materie eine Welt von lebendigen Geschöpfen, Thieren, Entelechien und Seelen enthält.

LXX. Jeder Theil der Materie kann als ein mit Pflanzen besetzter Garten oder als ein Fischteich angesehen werden. Aber ieder Zweig einer Pflanze, iedes Glied eines Thiers, ieder Wassertropfen ist wiederum und auf eben die Art ein Garten oder ein Behältnis derselben Gattung.

LXXI. Wenn gleich die Luft und die Erde die sich zwischen den Pflanzen im Garten befinden, und das Wasser, welches zwischen den Fischen des Fischteiches fließt, weder Pflanzen, noch Fische sind, so enthalten sie doch Pflanzen und Fische, die aber wegen ihrer erstaunenden Kleinheit unserem Auge sehr oft entzogen werden.

LXXII. Es ist also in der Welt nichts unbebauetes, nichts unfruchtbares, nichts todtes, kein Chaos, keine Verwirrung, wenigstens nur eine scheinbare, die derienigen gleich ist, die

ein

ein Fischteig in einiger Entfernung zeigen wird, in dem man eine unordentliche Bewegung von den Fischen bemerkt, ohne daß man die Fische selbst unterscheiden kann.

LXXIII. Hieraus siehet man, daß ieder lebendige Körper eine ihn regierende Entelechie hat, die in den Thieren die Seele ist. Allein die Glieder dieses lebenden Körpers sind wieder mit andern lebendigen Körpern, Pflanzen und Thieren, angefüllt, von welchen ieder wieder eine Entelechie oder ihn regierende Seele besitzt.

LXXIV. Man muß sich indessen nicht mit einigen, die meine Gedanken nicht recht gefaßt haben, einbilden, daß iede Seele eine gewisse ihr eigene Masse oder Theil der Materie habe, und folglich andre lebendige Wesen besitze, die selbst wieder andere besitzen und welche alle zu ihrem Dienst bestimmt wären. Denn alle Körper sind gleich den Flüssen in einem beständigen Abflus. Die alten Theile verfliegen ohne Aufhören und werden ohne Aufhören durch neue ersetzt.

LXXV. Die Seele verändert also ihren Körper nur unmerklich und stufenweise, so daß sie niemals aller ihrer Organe auf einmal beraubet wird. Die Thiere sind oft Verwandelungen unterworfen; allein eine Metempsychose oder Seelenwanderung findet niemals Statt

und

und es giebt nicht einmal Seelen, die ganz von allen Körpern abgesondert wären.

LXXVI. Hieraus muß man den Schluß machen, daß es, genau zu reden, keine vollkommene Generation, keinen eigentlichen Tod gebe. Denn was wir Generation nennen, ist blos Entwickelung und Zuwachs oder Vermehrung und was wir Tod nennen, ist nichts anders als Einwickelung und Auflösung.

LXXVII. Die Weltweisen sind wegen des Ursprungs der Formen, Entelechien und Seelen sehr in Verlegenheit gewesen. Allein da uns heut zu Tage genaue Beobachtungen über die Pflanzen, Insecten und Thiere belehrt haben, daß diese organischen Körper der Natur nicht aus einem Chaos oder einer Fäulnis entstanden sind, sondern beständig aus Saamen hervorkommen, in welchem man ohne Zweifel eine gewisse vorher existirende Bildung annehmen muß — so muß man den Schluß machen, daß der organische Körper nicht allein vor der Konception existirt habe, sondern auch daß die Seele in diesem Körper existirte, das heißt, daß man die Präexistenz des Thiers hieraus ableiten muß, und zwar hat die Konception dieß Thier nur disponirt, daß es eine grössere Gestalt annehmen mußte, welche es zu einem Thier von einer andern Gattung machte. Selbst ausser der Generation siehet man etwas ähnliches an den

Wür=

Würmern z. B. und den Raupen, von welchen die ersten in Fliegen und die letzten in Schmetterlinge umgebildet werden.

LXXVIII. Man kann Saamenthierchen dieienigen nennen, von welchen die Konception einige bis zu den höchsten Stufen auf der Leiter der thierischen Wesen bringt. Allein dieienigen von ihnen, die ihre Art nicht verändern, werden gebohren, vermehren sich, gehen wieder unter wie andre grosse Thiere. Es ist nur eine sehr geringe Anzahl von ihnen berufen, auf dem grossen Schauplatz der Welt hervorzutreten.

LXXIX. Aber dieß ist nun erst die Hälfte der Wahrheit. Ich habe daher gedacht, daß wenn ein Thier nicht auf eine natürliche Art entsteht, es auch nicht auf eine natürliche Art untergehen könne, und daß es nicht allein keine ganze Generation, sondern auch keinen gänzlichen Untergang, oder Tod im genauesten Sinne gebe. Die Gründe a posteriori stimmen vollkommen mit meinen Grundsätzen überein, wie ich sie a priori hergeleitet habe.

LXXX. Man kann also nicht allein die Unzerstörbarkeit der Seele, (die ein Spiegel der unzerstörbaren Welt ist) sondern auch die Unzerstörbarkeit des Thieres selbst mit Zuversicht behaupten, wenn die Maschine desselben gleich oft theilweise zu Grunde gehet, und seine organische Hüllen ablegt, oder sich mit neuen bekleidet.

LXXXI. Diese Grundsätze haben mir ein Mittel an die Hand gegeben, die Vereinigung oder vielmehr die Uebereinstimmung der Seele und des organischen Körpers natürlich zu erklären. Die Seele folget ihren Gesetzen, und der Körper den seinigen. Allein sie stimmen durch die vorherbestimmte Harmonie unter allen Substanzen mit einander überein, weil alle dieselbe Welt vorstellen.

LXXXII. Die Seelen handeln nach den Gesetzen der Endursachen, durch Triebe, Zwecke und Mittel. Die Körper handeln nach den Gesetzen der würkenden Ursachen, oder der Bewegungen; Und diese beyden Reiche, das Reich der würkenden und das Reich der Endursachen, sind mit einander harmonisch.

LXXXIII. Cartesius hat eingesehen, daß die Seele dem Körper keine Kraft geben könnte, weil sich in der Materie immer dieselbe Quantität der Kräfte erhalte. Er hat indessen geglaubt, daß sie ihre Richtung verändern könnte. Allein er ist auf diesen Irrthum nur gefallen, weil man zu seiner Zeit das Gesetz der Natur nicht kannte, nach welchem immer einerley Richtung in der ganzen Materie beysammen bleibt. Wenn ihm dieß Gesetz bekannt gewesen wäre, so wäre er auf mein Gesetz der vorherbestimmten Harmonie gefallen.

LXXXIV. Nach diesem System handeln die Körper, als wenn, welches doch unmöglich

ist,

ist, keine Seele wäre, und die Seelen handeln, als ob es keine Körper gebe. Beyde handeln, als ob einer auf den andern einen gegenseitigen Einfluß hätte.

LXXXV. Wenn ich gleich in Ansehung der Geister, oder der vernünftigen Seelen finde, daß sich meine Grundsätze auf alle lebendige Geschöpfe gleich gut anwenden lassen, das heißt, daß das Thier und die Seele nicht anders als mit der Welt anfangen und nur mit derselben aufhören zu seyn — so ist doch dieß besondere bey den vernünftigen Thieren daß ihre Saamenthierchen, als solche, blos gewöhnliche oder blos empfindungsfähige Seelen haben, allein bey denen, die gleichsam erwählet sind und durch den Weg der würklichen Konception die Menschliche Natur erhalten, erheben sich die blos empfindungsfähigen Seelen zu der Höhe der Vernunft und zu dem Vorrecht der Geister.

LXXXVI. Ausser dem gewöhnlichen Unterschiede, der zwischen den gewöhnlichen Seelen und den Geistern Statt findet, und den ich schon zum Theil aus einander gesetzt habe, ist noch folgender; daß nemlich die Seelen überhaupt Spiegel der lebendigen Geschöpfe, oder Abrisse aller Geschöpfe sind. Allein die Geister sind mehr Abrisse der Gottheit selbst oder des Urhebers der Natur; Abbildungen, welche von dem Weltsystem eine Vorstellung geben

ben und durch Hülfe eines schwachen Begrifs von dem Bau desselben einige Theile desselben nachahmen können, weil ieder Geist in seiner Art eine gewisse Gottheit ist.

LXXXVII. Auf diese Art ist es möglich, daß die Geister in eine Gesellschaft mit Gott treten können und daß Gott in Rücksicht auf sie nicht allein ihr Urheber ist, welches er von allen übrigen Geschöpfen ist, sondern daß er in Rücksicht auf sie noch mehr, Oberherr nemlich und Vater ist, das heißt, daß er mit ihnen mehr in dem Verhältnisse, wie ein Oberherr gegen seine Unterthanen, und wie ein Vater gegen seine Kinder stehet.

LXXXVIII. Daraus kann man den Schluß machen daß alle Geister zusammengenommen die Stadt Gottes ausmachen, das heißt den vollkommensten Staat unter den vollkommensten Regenten.

LXXXIX. Diese Stadt Gottes diese würklich allgemeine Monarchie ist eine moralische Welt in der natürlichen. Nichts ist in den Werken Gottes erhabener, und göttlicher; diese ist es, die in der That seine Ehre befördert. Denn wie könnte man sich diese Ehre wohl vorstellen, wenn sie nicht von Geistern herrühren sollte, welche seine Grösse, und seine Güte kennten und bewunderten. Selbst die Güte Gottes im eigentlichsten Verstande offenbaret und zeiget sich nur in Rück sicht

auf

auf diese göttliche Stadt. Da sich hingegen seine Weisheit und Macht über alle Theile seiner Werke erstrecket.

XC. Es ist eine vollkommene Harmonie zwischen den beyden natürlichen Reichen, dem Reiche der würkenden und dem der Endursachen. Aber es ist auch noch eine andere Harmonie zwischen dem physischen Reiche der Natur, und dem moralischen Reiche der Gnaden, das heißt zwischen Gott, als Baumeister der Maschine der Welt betrachtet und zwischen eben diesem Gott, als Oberherr der göttlichen Stadt der Geister betrachtet.

XCI. Dieser Harmonie zu folge führen die Dinge der Natur zur Gnade und diese Erdkugel muß z. B. durch natürliche Mittel in den Augenblicken zerstöhrt und wiederhergestellt werden wo die Regierung der Geister sie zur Züchtigung einiger und zur Belohnung anderer nöthig hat.

XCII. Man kann sogar behaupten, daß Gott als Baumeister dem Gott als Gesetzgeber vollkommen genug thut, daß also die Strafen, vermöge der Ordnung der Natur, und des mechanischen Baues der Welt, auf Uebertretungen folgen müssen und daß die guten Handlungen, ihre Belohnungen auch durch Mittel mit sich führen, welche in Ansehung der Körper mechanisch sind, wenn gleich diese Strafen und Belohnungen nicht

immer sogleich vollzogen und ausgetheilt werden können.

XCIII. Endlich bleibt unter dieser vollkommensten Regierung keine gute Handlung unbelohnt, keine böse unbestraft, und alles muß auf das Glück der Guten, das heißt derer abzielen, die in dem grossen Reiche mit der Regierung Gottes zufrieden sind, auf seine Vorsehung vertrauen, den Urheber alles Guten gehörig lieben und nachahmen, und nach der Natur der reinen und wahrhaftigen Liebe, deren Wesen darinn besteht, daß sie ihr Vergnügen an der Glückseligkeit des geliebten Gegenstandes findet, ihr Glück in dem Anschauen seiner Vollkommenheiten finden. Die Weisen und Tugendhaften bemühen sich daher alles zu thun, was dem vorhergehenden, und dem wahrscheinlichen Willen Gottes gemäs zu seyn scheinet; und eben so lassen sie sich alles gefallen, was nach seinem geheimen Willen geschieht, weil sie nicht zweifeln, daß, wenn die Ordnung der Natur unsern Augen vollkommen enthüllt wäre, wir einsehen würden, daß alles unendlich über die Wünsche des weisesten Menschen erhaben sey und daß man sich unmöglich etwas besseres in Rücksicht auf die Welt überhaupt, und selbst in Rücksicht auf uns ins besondere vorstellen könne. Mögten wir also nur, denn es ist nichts billiger als dieß, dem Urheber aller Dinge nicht allein als dem Baumeister und der wirkenden Ursache unseres Wesens sondern auch als unserm Oberherrn, und unserer Endursache, als dem Wesen anhangen, das allein unsere Wünsche erfüllen, allein uns glücklich machen kann.

Ende des vierten und letzten Theils.

Druckfehler im ersten Theil.

S. 1. Z. 2. 1694. lies 1646.
— 32. — 14. beuissimae — — breuissimae.

Im zweeten Theil.

S. 74. Z. 3. von unten: Reimondus lies Raymundus.
— 99. — 17. Cassel lies Sendomir.

Im dritten Theil.

S. 6. Z. 9. nur lies und
— 9. — 2. sind — ist.
— 11. — 16. tractatur — — tractatus.
— 23. — 12. auctorum — — actorum.
— 48. — 6. χτίσεως — κτισεως.
— 78. — 20. war — wäre.
— 80. — 20. nach Protestanten, setze hinzu: hielten.
— 84. — 19. catranischen lies lateranischen.

Im vierten Theil.

S. 78. Z. 17. Novarii lies Novarini.

Die übrigen eingeschlichenen wenig beträchtlichen Druckfehler beliebe der Leser selbst zu verbessern.

Staatliche Bibliothek • Bamberg •

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leibniz, Gottfried Wilhelm,

Geist des Herrn von Leibnitz oder auserlesene Gedanken über die Religion, Moral, Sprachen und Geschichte aus allen seinen Werken zusammengetragen
Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: Vierter Theil

Wittenberg und Zerbst 1777

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.707#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760939-8
VD18 90625250